Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Reisen nach Persien

nebst einer Beschreibung der wichtigsten Merkwürdigkeiten dieses Reichs

Mit Kupfern

Chardin, John

Frankfurt am Mayn, 1780

Vier und zwanzigstes Capitel. Von der Kirchenzucht.

urn:nbn:de:gbv:45:1-9947

Visual Library

lung sowohl der bereits begangenen als auch der noch zukünftigen Sünden bekommen. Alle, die so viel Geld zusammen bringen können, lassen sich einen solchen Sandoba, in georgischer Sprache geschrieben, geben: und dieses bringt dem Abgeordneten von Jerusalem viel Geld ein.

Vier und zwanzigstes Capitel.

Von der Kirchenzucht.

Es ist ganz und gar unnöthig von dieser Materie zu handeln: denn dieses Volk lebt blos nach seinen natürlichen Trieben, und nach den Befehlen seines Fürsten. Ißt dieser an den Fasttagen Fleisch, so thun es auch seine Unterthanen, und halten es nicht für eine Sünde, weil es der Fürst thut. Verstöset er seine Gemahlin, oder nimmt zwey Weiber auf einmal, so thun sie es auch. Wir haben bereits gesehen, wie wenig sie die Festtage feyern; nur allein am Sonntage enthalten sie sich einiger massen von der Arbeit. Sie gehen an diesem Tage nicht einmal in die Messe, und diejenigen, die sie besuchen, gehen in die Kirche, machen ein halbes Creuz,

und rufen Gott und die Maria an; hernach gehen sie aus der Kirche, plaudern einsweilen mit einander, und lassen unterdessen den Priester seine Messe für sich halten. Dies geht beständig also, ausgenommen am Tage der Verkündigung Mariä, am Palmsonntage und Ostern; an diesen Tagen bleiben die Männer in der Kirche, weil die Weiber ausserhalb sind. Sie plaudern und lachen, als wenn sie auf dem Markt wären. Bey der Messe der Mönche, und wo der Fürst dabey zugegen ist, haben sie ein klein wenig mehr Ehrerbietung.

Hier endigt sich die Erzählung des Vaters Zampy. Ich habe nicht nöthig, etwas dazu zu setzen: denn ich habe aus der Erfahrung befunden, daß alles mit seiner Erzählung übereinstimmt.

Ich will nur noch ein paar Worte von ihrer Trauer reden. Hiebey stellen sie sich, als wie ganz verzweifelte Leute. Wenn eine Frau ihren Mann oder nächsten Anverwandten verliert; so zerreißt sie ihre Kleider, entblöst sich bis an den Gürtel, reisset sich die Haare aus, — zerkratzt sich mit den Nägeln die

die Haut, sowohl am Leibe als im Gesicht, schlägt sich an die Brust, schreyet, heulet, knirscht mit den Zähnen, schäumet mit dem Munde, kurz, sie beweist sich als eine Rasende und Besessene. Die Männer legen ihren Schmerz auf eine eben so barbarische Art an den Tag. Sie zerreisen ihre Kleider, bescheren sich am Haupt und im Gesicht, und schlagen sich auf die Brust.

Die Trauer dauert vierzig Tage. In den ersten zehen Tagen sind sie am rasendsten; nach und nach nimmt die Wuth ab. In den ersten zehen Tagen kommen die nächsten Verwandten, und noch sonst eine grosse Menge Menschen zusammen, und beweinen den Todten, und dieses geschieht auf folgende Art. Sie stellen sich um den Leichnam in einer gewissen Ordnung herum, zerreissen, wie ich schon gesagt habe, ihre Kleider, und schlagen sich mit beyden Händen an die Brust: dabey schreyen sie beständig: „Vaih! Vaih!" Das Geschrey und die Schläge sind miteinander abgemessen, und verursachen einen fürchterlichen Ton. Hier siehet man ein fürchterliches Bild der Verzweiflung, welches man ohne Schrecken nicht ansehen kan. Auf einmal ist alles wieder stille. Wenn diese Stille

einige

einige Minuten gedauert hat, so geht das fürchterliche Geschrey wieder von neuen an. Am letzten Tage der Trauer, d. i. am vierzigsten, begräbt man den Todten. Nunmehr wird seinen nächsten Verwandten, Freunden und allen denjenigen, die ihn beweint haben, ein Gastmal gegeben. Männer und Weiber essen von einander abgesondert; ein jeder an einem besondern Ort. Der Bischoff hält die Messe, und bekommt zur Belohnung alles dasjenige, was der Person des Verstorbenen eigenthümlich zugehört hat, sein Pferd, seine Kleider, seine Waffen, sein Silbergeschirr, wenn er dergleichen gehabt hat, u. s. w. Ganze Familien werden durch die Trauer-Gebräuche zu Grund gerichtet; indessen müssen sie doch diese Feyerlichkeiten beobachten. Der Bischoff hält die Messe über die Todten, weil er grossen Vortheil davon zieht. Man beweinet den Todten, damit man vierzig Tage lang auf Unkosten der Hinterbliebenen leben kan. Wenn ein Bischoff stirbt, so läst ihm der Fürst an dem vierzigsten Tage der Trauer die Todten-Messe halten, und bekommt davor alle seine sowohl bewegliche, als unbewegliche Güter.

Dieses ist alles, was ich von der Landesart, den Sitten und der Religion der Mingrelier

lier zu sagen habe. Ihre Nachbarn haben beynahe in allen Stücken einerley Lebensart und Gewohnheit mit ihnen, ausgenommen diejenigen, welche nahe an der Türkey und Persien wohnen, deren Sitten mehr gemildert, und deren Neigungen vernünftiger sind; diejenigen im Gegentheil, die näher an die Tartarey und Scythien gränzen, haben auch wildere Sitten; sie haben gar keinen Begriff von einer Religion, und von Beobachtung der Gesetze wissen sie gar nichts. Ich will nur noch ein paar Worte von dem sagen, was ich in der Nachbarschaft von Mingrelien bemerkt habe. Es betrift das Fürstenthum Guriel und das Königreich Imirette.

Das Land Guriel ist klein; auf der Nordseite gränzt es an Imirette, und auf der Ostseite an denjenigen Theil des Gebürges Caucasus, der den Türken gehört; auf der Westseite ist Mingrelien, und gegen Süden das schwarze Meer. Es erstreckt sich längst diesem Meere hin, von dem Fluß Phasus an, bis an einen andern Fluß, welcher eine Meile von Gonie, einer türkischen Vestung, die von dem Phasus nur vierzig Meilen entfernt ist, vorbey fließt. Das Land Guriel gleichet in allen Stücken Mingrelien, sowohl was die Landesart,

art, als auch die Sitten der Einwohner anbelangt; sie haben einerley Religion, einerley Gebräuche, einerley Neigung zur Unzucht, Rauberey und Morden.

Das Königreich Imirette ist etwas grösser. Es ist dieses das Iberien der Alten. Es ist vom Gebürge Caucasus, Mingrelien, dem schwarzen Meere, dem Fürstenthum Guriel, und Georgien, eingeschlossen. Seine Länge ist hundert und zwanzig, und seine Breite sechzig französische Meilen. Die Völker, an welche es gränzt, sind die Georgier und Türken gegen Mittag, die Ossi und Caraciolen, d. i. Caratscherken, oder schwarze Circassier, gegen Norden. Ihre Sprache ist mit der türkischen vermischt.

Imirette ist ein waldigtes und bergigtes Land, wie Mingrelien; aber es sind mehrere angenehme Thäler und Ebenen darinnen, als in diesem. Man findet hier ohne Mühe Brod, Fleisch und Hülsenfrüchte. Es hat einige Eisenbergwerke. Das Silber ist hier gäng und gäbe; man münzet auch Geld allhier. Nicht weniger sind starke und befestigte Flecken im Lande. Was die Sitten anbelangt, so sind sie eben so, wie in Mingrelien. Der

König

König hat drey gute Vestungen; eine heist Scander, und liegt an dem Ende eines Thals; die zwey andern liegen in dem Gebürge Caucasus, und heissen Regia und Scorgia: zu beyden ist der Zugang sehr schwer, sie liegen an Orten, die die Natur vortreflich befestigt hat. Der Phasus fließt vor ihnen vorbey. Der Fürst hatte ehemals noch eine andere wichtige Vestung, mit Namen Cotatis, wovon das ganze Land auch den Namen hat; aber die Türken haben sie ihm abgenommen. Dieses ist vielleicht das Land, welches Ptolomäus Cotatere nennt.

Das Königreich Imirette hat lange Zeit die Abcas, die Mingrelier und die Völker von Guriel unter sich gehabt, nachdem sie sich erstlich vom Constantinopolitanischen, und hernach vom Trebisondischen Kayserthum losgerissen hatten. Im sechzehenten Jahrhundert trennten sie sich von einander, und seit dieser Zeit führen sie beständig Krieg mit einander. Diejenigen, die zunächst an den Türken wohnten, hatten von diesen Schutz und Beystand gesucht. Diese versagten ihnen solchen nicht, aber sie brachten sie nach und nach unter das Joch, so daß sie den Türken zinsbar wurden. Der Tribut, den der König von Imirette bezahlen muß,

besteht in achtzig Kindern beyderley Geschlechts, von zehen bis zwanzig Jahren; der Fürst von Guriel muß vierzig dergleichen, und der Fürst der Mingrelier sechzig tausend Klafter leinen Tuch, welches im Lande verfertigt wird, liefern. Der Fürst von Guriel, und der König von Imirette schicken ihren Tribut selbsten an den Pacha von Akalzike; bey den Mingreliern aber holt ihn ein Tschaus ab. Zur Ursache, daß die Türken dieses Land nicht völlig in Besitz nehmen, giebt man an, weil es unmöglich wäre, die mahomedanische Religion hier einzuführen, weil das Land nichts als Schweine und Wein liefert, welches beydes den Mahomedanern verboten ist. Fügt man noch hinzu, daß die Luft im Lande böse, und kein Brod zu haben ist, daß die Einwohner hier und da zerstreut leben, und wenn man auch Vestungen anlegen wollte, man die Einwohner doch nicht im Zaum halten könne; so wird man sich nicht wundern, daß die Türken diese Länder in ihrem alten Zustand lassen. Eben diese Hindernisse stehen auch den Türken im Weg, daß sie die ungeheuern Ebenen der Tartarey, und die weitläufigen Länder am Caucasus, ihrem Reiche nicht einverleiben. Wenn man die Einwohner in Städte und Vestungen zusammen bringen könnte; so würde man schon Mittel finden,

den, das ganze Land unter das Joch zu bringen: aber da sie fast alle Monathe ihre Wohnungen verändern, und ihr ganzes Leben hindurch herum wandern, so ist es keine Möglichkeit, zu diesem Zweck zu gelangen. Ich muß auch noch anmerken, daß, nachdem entweder die Türken oder die Perser in diesen Gegenden Meister sind, diese Völker ihren Tribut entweder an die einen, oder die andern bezahlen.

Die Fürsten von Mingrelien werden alle Dadian, d. i. Haupt der Gerechtigkeit, genennt. Der König von Imirette führt den Titel Meppe, welches in der Georgischen Sprache so viel als König heist. Beyde rühmen sich, daß sie von dem Könige und Propheten David abstammten. Die alten Könige von Georgien sagten eben dieses, und die heutigen Khan von Georgien wollen für Nachkommen eben desselben durch den König Salomon gehalten seyn. Der König von Imirette giebt sich auch den Titel: König der Könige.

Nachdem wir uns auf der Rhede von Isgaur vor Anker gelegt hatten, [siehe oben Seite 203.] so gieng ich mit dem griechischen Kaufmann, der mich begleitete, ans Land. Ich hofte daselbst einige Häusser anzutreffen, und

Lebensmittel und andere Nothwendigkeiten zu bekommen; aber meine Hofnung war vergeblich, ich fand nichts. Die ganze Gegend von Isgaur ist mit Wäldern bedeckt. Hundert Schritte vom Ufer ist eine Ebene, zwey hundert und funfzig Schritte lang, und funfzig breit. Hier wird der grosse Markt von Mingrelien gehalten. Es ist nur eine Strase, wo auf beyden Seiten ohngefähr hundert Hütten von Gesträuch, eine an der andern, stehen. Jeder Kaufmann nimmt eine solche Hütte für sich. Hier schläft er; hier hat er so viel Waaren, als er in zwey bis drey Tagen zu verkaufen gedenkt. Was man nicht gleich zu verkaufen gedenkt, das bleibt im Schiff; so wie man auch die Waaren, so bald man sie gekauft hat, zu Schiffe bringt: denn auf dem Lande hat man wenig Sicherheit. Mein Geleitsmann redete mit einigen Landleuten, daß sie den folgenden Tag Gom, Wein, und andere Lebensmittel bringen sollten; sie versprachen es, aber sie hielten ihr Wort nicht. Es war mir sehr leid: denn mein Proviant gieng zu Ende, und auf dem ganzen Markt sahe ich nichts, als Sclaven in Ketten, und ohngefähr ein Dutzend fürchterliche Kerl, mit Bogen und Pfeilen in den Händen; das waren die Zollbedienten. Meine

Verle-

Verlegenheit wurde noch grösser, als ich hörte, daß die Türken mit den Einwohnern von Guriel und Mingrelien Krieg hätten, und daß man von nichts als Plünderungen hörte. Ich hatte meine ganze Hofnung auf die Theatiner, die Missionarien gesetzt, und glaubte wenigstens in ihren Häussern einen sichern Aufenthalt zu finden; allein ihre Wohnung war von Isgaur vierzig Meilen zu Land, und funfzig zu Wasser entfernt. Ich schickte einen Boten an den Präfect derselben ab, mit den Empfehlungsschreiben, die ich von Constantinopel aus an ihn hatte, und etliche Tage hernach kam er selbsten.

Bey den gegenwärtigen Umständen gieng ich sogleich wieder am Bord meines Schiffes. Ich hatte Mühe, etwas Zwieback, Butter, Zwiefeln und dürre Hülsenfrüchte zu bekommen: denn niemand wollte etwas davon verkaufen, weil sie sich fürchteten, sie müsten wieder nach Caffa zurück kehren. Wie der Präfect der Theatiner ankam; so sagte er: „Gott verzeihe es denjenigen, die Euch gerathen haben, in dieses Land zu kommen.“ Er rieth mir, wieder nach Constantinopel zurück zu kehren; allein, meine Gründe, die ich ihm dagegen anführte, brachten ihn bald auf andere

Gedanken. Der Entschluß fiel dahin aus, daß wir uns mit allen unsern Habseligkeiten auf die Barke, auf welcher er an unser Schiff gekommen war, einschiffen wollten. Der Entschluß wurde auch sogleich ins Werk gesetzt, und wir segelten noch am selbigen Tage nach Mingrelien ab. Ich war vergnügt, daß ich aus dem Schiff kommen konnte, denn ich konnte den Gestank und die Lebensart, die man daselbst führte, nicht länger ausstehen. Alle Abend legte man die Sclaven, je zween und zween, an Ketten, und des morgens nahm man sie ihnen wieder ab. Man denke sich das Rasseln dieser Ketten, so wird man sich leicht einbilden können, daß mir der Schlaf vergieng. Alle Morgen sahe man Feuer auf dem Lande, und dies war ein Zeichen, daß Sclaven und andere Sachen zum Verkauf da waren. Der damalige Krieg war den Kaufleuten sehr vortheilhaft. Es kam unter andern ein Herr mit Beute, die er verkaufen wollte, darunter war auch eine silberne Rahme zu einem Bilde; ich fragte ihn, wo denn das Bild wäre? er antwortete, daß er es in der Kirche gelassen habe, aus Furcht, es möchte ihn tödten. Was mich am meisten wunderte, war, daß die Sclaven, die sie zum Verkauf brachten, gar nicht

nieder-

niedergeschlagen waren, und ihren unglücklichen Zustand zu empfinden schienen.

Wir hatten guten Wind, und gegen Mitternacht kamen wir an die Mündung des Flusses Langur. Von hier aus schickten wir von unsern Leuten nach Anarghie, um Kundschaft wegen des Kriegs einzuziehen. Diese Stadt liegt zwey Meilen von der See. Sie besteht aus hundert Häussern, welche aber so weit von einander liegen, daß die ersten von den letzten zwo Meilen entfernt sind. Hier halten sich immer Türken wegen des Sclavenhandels auf. Die Stadt soll ehemals Heraclea geheissen haben. Wie wir hörten, daß hinlängliche Sicherheit da sey, so stiegen wir aus, und nahmen unsre Herberge bey einem Bauern. Nach einem Aufenthalt von etlichen Tagen fuhren wir den Strom hinauf, und stiegen ans Land. Unser Gepäcke luden wir auf acht Karren. Es machte dieses grosses Aufsehen: denn in Mingrelien ist man nicht gewohnt, so viele Wägen auf einmal zu sehen. In etlichen Tagen verbreitete sich die Nachricht im ganzen Lande, daß Europäer mit sehr vielem Gepäcke angekommen wären. Indessen kamen wir doch glücklich zu Sipias an.

Sipias ist der Name zweyer kleinen Kirchen, wovon die eine die Pfarrkirche von Mingrelien ist, und die andere den Theatinern gehört. Es wurde ihnen nebst der Kirche auch der Platz, in welchen beyde Kirchen eingeschlossen waren, geschenkt. Dieser Platz ist sehr gros, und sie haben verschiedene Häusser von Holz nach Landesart dahin gebaut. Jeder Geistliche hat seine besondere Wohnung; in den kleinen Häussern sind ihre Sclaven und Bauern.

Die Theatiner kamen im Jahr 1627. nach Mingrelien, unter dem äussern Schein als Aerzte. Man stellte dem damaligen Fürsten vor, daß es seinem Lande sehr vortheilhaft seyn würde, wenn sich Männer, die eine zur Erhaltung der Gesundheit so nützliche Wissenschaft verstünden, daselbst niederlassen würden. Der Fürst nahm den Vorschlag an, er schenkte ihnen das Haus, wo sie waren, nebst vielen Ländereyen und Bauern, die sie bauen sollten. Die Jesuiten hatten schon zwey und zwanzig Jahre vorher einige ihrer Mitbrüder von Constantinopel aus dahin geschickt; aber, da sie sturben, so mochte sich niemand weiter dieser Mission unterziehen. Die Theatiner hatten in den vorigen Zeiten auch Häusser in der Tartarey,

tarey, Georgien und Circassien, aber sie sind alle zerstört; sie selbsten haben sich aus diesen Gegenden weggezogen, weil sie sahen, daß man die römische Religion in diesen Ländern nicht annehmen wollte. Wie ich nach Sipias kam, so waren vier Theatiner allda, drey Priester und ein Layenbruder; die erstern trieben die Arzneykunst, und der Laye die Wundarzneykunst, die er ehemals ordentlich gelernt hatte. Aller geistliche Nutzen, den sie ihrem eignen Bekenntnis nach, hier stiften, bestehet darinnen, daß sie die Kinder taufen, die theils gar nicht, theils nicht recht getauft sind. Ausserdem richten sie bey den Mingrelliern wenig aus, welche so weit entfernt sind, sich zur römischen Kirche zu bekennen, daß sie vielmehr die Europäer nicht einmal für Christen halten, weil sie nicht so viel fasten, noch sich so für den Bildern fürchten, wie sie. So gar die Sclaven der Theatiner wollen mit ihnen in Religions-Gebräuchen keine Gemeinschaft haben. Ich habe oft zugesehen, wie sie die Kinder und Erwachsene taufen. Wenn einer zu einem kranken Kinde gerufen wurde, so fodert er Wasser, um sich die Hände zu waschen. Er wäscht die Hände, und ohne sich abzutrocknen, berührt er mit dem Finger die Stirn, und überredet die Anwesende, es

geschehe solches, um die Krankheit zu untersuchen. Gesunde Kinder taufen sie auf folgende Art. Wenn sie sich gewaschen haben, so schütteln sie gleichsam zum Scherz die Hände über sie, und besprützen sie mit Wasser. Wie ich es das erstemal sahe, so bemerkte ich, daß er mit den Zähnen etwas murmelte, und mich mit Lächeln ansahe. Ich fragte ihn, was er da machte? und er antwortete, daß er die Kinder taufe, und daß es ein Glück für sie wäre, daß sie hieher gekommen wären. Ich fragte ihn ferner, was er dem Kind für einen Namen gäbe? keinen, sagte er: denn oft weis ich nicht einmal, ob ich einen Knaben, oder ein Mädchen getauft habe; der Name ist nicht nothwendig, es ist genug, wenn man nur einige Tropfen Wasser auf sie wirft, und in Gedanken die Taufformel sagt. Uebrigens sind die Theatiner sehr übel dran; man beraubt und plündert sie, und hat nicht die geringste Achtung gegen sie, wenn man nicht im Fall einer Krankheit ihres Beystandes nöthig hat.

Das Gerücht von der Ankunft einiger Europäer verbreitete sich immer mehr, und kam endlich der Fürstin zu Ohren. Sie kam selbsten zu Pferd zu den Theatinern. Da

man

man ihr sagte, daß ich türkisch und persisch verstünde; so unterredete sie sich mit mir durch Hülfe eines Sclaven, der türkisch konnte. Sie that viele Fragen an mich, und wollte gern die Waaren sehen, die ich mitgebracht hatte. Dies gab mir keine gute Idee von ihr: denn ich besorgte alle Augenblick die Losung zur Plünderung. Sie lud mich auf den folgenden Tag zum Mittagessen ein. Ich gieng hin. Ihr Haus, oder wenn man will, ihr Pallast, stund in der Mitte von fünf oder sechs andern, davon jedes von dem andern ohngefähr hundert Schritte entfernt war, ohne durch einen Zaun, oder Mauer eingeschlossen zu seyn. Vor dem Hausse war eine Erhöhung von Holz, ohngefähr 18. Zoll hoch von der Erde, die mit einem Dach bedeckt, und unten mit Matten belegt war. Die Prinzessin saß auf einem Teppich, und ihr Hofstaat von Frauenzimmern saß um sie herum, auf andern Teppichen; ihre übrige Leute aber sassen rings herum im Gras. Für mich und meinen Theatiner waren nahe bey der Erhöhung zwey Bänke zurecht gemacht, wovon uns die eine zum Tisch, und die andere zum Sitz diente. Da sich die Prinzessin gesetzt hatte, so breitete ihr Tafeldecker ein langes gemahltes Tuch vor ihr aus, und setzte an das eine Ende zwey

grosse und zwey kleine Flaschen; in die Mitte vier Schüsseln und acht Schalen von verschiedener Grösse, und etliche grosse silberne Löffel. Andere Bediente setzten Bretter anstatt der Tische vor alle diejenige hin, die mit zur Tafel gezogen waren. Wie nun alles in Ordnung war, so brachten vier Kerl einen grossen Kessel mit gemeinem Gom, und zwey andere einen etwas kleinern, mit weissen Gom. Zwey andere brachten ein ganzes gekochtes Schwein auf einer Tragbaare, und ihrer viere trugen einen grossen Krug mit Wein. Vor die Prinzessin setzte man eine hölzerne Schüssel mit starken Kräutern, welche Appetit zum Essen machten, eine silberne Schüssel mit zwey Geflügel, davon das eine gesotten und das andere gebraten war. Die Prinzessin schickte mir von ihren Kräutern und Speisen, und lud mich zugleich zum Abendessen ein, wo sie einen Ochsen wollte schlachten lassen: aber es war ein bloses Compliment. Sie fragte mich, warum denn keine von den Europäischen Künstlern nach Mingrelien kämen, die so schöne Arbeit in Metall, Seide und Wolle verfertigten, nur allein Mönche, mit denen man nicht wüste was man anfangen sollte? Mir war bey diesen Fragen nicht wohl zu Muthe, doch antwortete ich, so gut ich konnte. Ueber dem

Essen

Essen schickte mir die Prinzessin eine Schale mit Wein, und lies mich versichern, daß dieses ihr Mund-Wein, und die Schale diejenige wäre, aus welcher sie selbsten zu trinken pflege; und dies geschahe zu dreyenmalen. Sie lies mich fragen, ob ich keine Specereyen und Porcellain mitgebracht hätte: und nun merkte ich, wohin alle diese Höflichkeiten abzielten. Ich nahm voller Furcht meinen Abschied. Wie ich nach Haus kam, so versteckte ich meine Kostbarkeiten so gut ich konnte: denn ich vermuthete einen unangenehmen Besuch. Meine Vermuthung traf auch ein. Etliche Kerl kamen, durchsuchten alles was sie finden konnten, und nahmen mit, was ihnen beliebte.

Mitten in dieser traurigen Situation hörte man zwey Canonenschüsse von der Vestung Rucks, ein Zeichen, daß die Feinde im Anmarsch wären. Jederman nahm die Flucht, und wir auch. Es war ein erbärmlicher Anblick. Weiber mit ihren Kindern, Männer mit ihren Habseligkeiten beladen, suchten ihre Sicherheit in der Flucht. Einer trieb sein Vieh vor sich her, ein anderer zog einen Wagen mit Mobilien. Greise und Kinder baten um Hülfe und Beystand, fort zu kommen. Es war ein Anblick, der auch den ärgsten Barbaren zum Mitleiden

leiden würde bewegt haben. Der Ort, wo wir hinflohen, war eine Vestung mitten in einem Walde. Der Herr davon hies Sabatar. Er war ein Georgier, hatte sich zur mahomedanischen Religion gewendet, und nachher das Christenthum wieder angenommen. Man hielt ihn für weniger räuberisch, als die übrigen Edelleute. Es waren unsrer über acht hundert, Menschen von allerhand Alter und Geschlecht, die ihre Sicherheit daselbst suchten.

Hier blieb ich ohngefähr vierzehen Tage, bis den zehenten November. An diesem Tage überlegte ich mit meinem Reisegefährten, was für Maasregeln wir ergreifen wollten, um aus Mingrelien wegzukommen. Ich hatte für hundert tausend Livres Edelgesteine, acht hundert Pistolen in Gold, und noch einige andere Sachen bey mir. Die Edelgesteine waren in einem Sattel, der besonders dazu gemacht war, Jubelen darinnen zu verbergen. Wir reiseten zu Fuß ab, und kamen am folgenden Tag nach Anarghie. Hier musten wir einige Tage liegen bleiben, bis wir uns einschiffen konnten. Ich begab mich zu Schiff in einer Felouque, welche ziemlich gros war. Es waren ohngefähr zwanzig Personen, theils Türken, theils Sclaven darauf. Ich würde

nicht

nicht so viele Personen aufgenommen haben, wenn es nicht geschehen wäre, um mich gegen die Corsaren zu vertheidigen, die an der Küste herum schwärmten. In Zeit von einer Stunde waren wir an der See. Der Fluß Langur, den wir hinabfuhren, ist sehr reisend. Man muß sich sehr wohl in Acht nehmen; denn es sind viele Untiefen in demselben, worauf man leichtlich verunglücken kan.

Während der Zeit, als ich mich zu Anarghie aufhielte, wurde ich zweymal zu einer Taufhandlung eingeladen, die ich gerade so fande, als mir sie der Vater Zampy beschrieben hatte. Gegen zehen Uhr lies der Vater des Kindes den Priester rufen. Sobald er ankam, gieng er in diejenige Hütte, oder Cabane, wo der Hausvater seinen Wein verwahrt hatte. Hier setzte er sich auf eine Bank, und ohne seine gewöhnliche Kleider zu verändern, fieng er an in einem halb zerrissenen Buch zu lesen. Noch war das Kind, das getauft werden sollte, nicht zugegen, sondern in Zeit von einer Viertelstunde brachte es der Vater in Begleitung des Gevatters. Es war ein Knabe von fünf Jahren. Der Gevatter brachte ein kleines Licht, und drey Körner Rauchwerk mit. Er zündete das Licht an,

und

und steckte es an die Thüre der Hütte; es war so klein, daß es verbrennt war, ehe noch die Ceremonie geendigt war; aber man zündete deswegen dennoch kein anderes an. Hierauf warf er das Rauchwerk in das Feuer. Unterdessen fuhr der Priester fort, in aller Geschwindigkeit leise zu lesen, dabey hatte er aber so wenig Andacht, daß er während dem Lesen mit allen den Ankommenden plauderte. Der Vater und Gevatter giengen während der Zeit immer ab und zu, und der Knabe, der getauft werden sollte, aß beständig. Nach Verlauf einer Stunde brachte man eine Tonne mit laulichten Wasser. Der Priester goß mit einem Löffel Nußöl in das Wasser, und befahl dem Gevatter, das Kind auszukleiden. Der Gevatter stellte den Knaben ganz nackend in die Tonne, und fieng an, ihn am ganzen Leibe zu waschen. Nun nahm der Priester aus einem ledernen Beutel, den er am Gürtel trug, einer Erbsen gros dicke Salbe, die sie Myrone nennen, und gab es dem Gevatter. Dieser salbte damit den Knaben an allen Orten des Leibes, am Scheitel, an den Ohren, an der Stirne, an der Nase, an den Backen, am Kien, an den Schultern, an den Ellnbogen, am Rücken, am Bauch, an den Knien und an den Füssen. Der Priester fuhr immer fort

zu

zu lesen, und hielt damit so lange an, bis der Gevatter dem Knaben seine Kleider wieder anzog. Wie er angekleidet war, so brachte der Vater Brod, Wein und ein Stück gekochtes Schweinenfleisch. Er gab erstlich dem Knaben, hernach auch dem Gevatter und dem Priester, und endlich allen Gästen und Hausgenossen davon zu essen. Darauf setzten sie sich an Tisch, und jederman betrunk sich.

An eben diesem Ort habe ich auch einer Messe beygewohnt. Ich sahe, daß sie mit eben so wenig Andacht und Ehrfurcht gehalten wurde, als mir der Theatiner erzählt hat. Es trug sich einstens zu, daß eine auf eine lustige Art unterbrochen wurde. Ich gieng vor einer Kirche vorbey, wo eben Messe gelesen wurde. Ich fragte einige Leute, die unter der Kirchthüre stunden, wo der Weg da und da hin gieng. Der Priester an dem Altare hörte es, und rufte: „Wartet nur, ich will euch den Weg zeigen!" Er kam sogleich an die Thüre, murmelte seine Messe immer fort, fragte uns, wo wir her kämen, und wo wir hin wollten; zeigte uns den Weg, und gieng hernach wieder an den Altar.

Nach einem Aufenthalt von etlichen Tagen, stachen wir den 10ten November morgens

sehr

sehr frühe in die See. Der Himmel war heiter und klar. Wir konnten die hohen Küsten von Trebisond auf der einen Seite, und das Land der Abcas auf der andern sehr leicht entdecken, weil sich das schwarze Meer hier anfängt von den Küsten der Abcas zu entfernen, und Anarghie in der Mitte des Cirkels liegt, den die Küsten bis nach Trebisond formiren.

Das schwarze Meer hat in der Länge von Osten gegen Westen ohngefähr zwey hundert Meilen; Herodot macht seine Länge noch einmal so gros, er setzt sie auf 11100. Stadien, dies beträgt 462. Meilen, wovon ihrer funfzehen auf einen Grad gehen. Man kan diesen Schriftsteller damit entschuldigen, wenn man annimmt, daß er es nach der Länge der Länder an den Küsten gemessen hat, weil die Alten nicht anders, als nahe an den Ufern schifften, und sich nicht weit davon zu entfernen getraueten. Wenn man nach dieser Art zu messen, von der Mündung der Donau bis an die Mündung des Phasus, als den beyden Endpunkten, an dem Ufer herum geht, so wird die Länge noch einmal so viel betragen, als wenn man gerade in der Mitte durchfährt. Die arabischen Erdbeschreiber irren sich ebenfalls

falls in der Bestimmung der Länge dieses Meeres, welches sie auf 1200. Meilen angeben. Die gröste Breite von Süden gegen Norden, vom Bosphorus bis an den Borysthenes, beträgt ohngefähr drey Grade; auf der östlichen Seite ist es nicht halb so breit. Das Wasser in diesem Meere schien mir nicht so hell, auch nicht so gesalzen zu seyn, als in dem Ocean: meiner Meinung nach, kommt dieses eines theils von den vielen grossen Flüssen her, die hinein fallen, andern theils daher, weil es von allen Seiten eingeschlossen ist, daß man es eher eine See, (lacus) als ein Meer nennen könnte. Mit dem caspischen Meere hat es auch dieses gemein, daß es keine Inseln hat, und sehr stürmisch ist. Man darf also nicht in der Farbe seines Wassers die Ursache seiner Benennung: schwarzes Meer, suchen, denn dieses ist noch weisser als das Wasser in andern Meeren; sondern man hat ihm diesen Namen wegen der gefährlichen Schiffarth, und wüthenden Stürmen, die so gewöhnlich auf demselben sind, gegeben, so wie die Araber die Meerenge des rothen Meeres Bab-el-mandel, d. i. Thor des Unglücks, wegen der vielen Schiffbrüche, die dort geschehen, nennen. Das schwarze Meer wurde anfänglich vom Askenas, dem Enkel des Ja-

pheths benennt; diesen Namen verdreheten die Griechen in Euxinus, und verstunden darunter ein gefährliches und unglückliches Meer. Aus eben dieser Ursache nennen es die Türken Cara Denguis, das ist, das wüthende Meer; denn Cara heist in ihrer Sprache eigentlich schwarz, aber auch gefährlich, wütend, fürchterlich, und wird als ein Beywort von dichten Wäldern, reisenden Strömen, und rauen Bergen gebraucht. So trift man viele Flüsse bey ihnen an, die den Namen Cara-su, d. i. schwarzes Wasser, führen, weil sie durch Ueberschwemmungen vieles Unglück verursachen. Die Ursache, warum die Stürme auf dieser See weit gefährlicher als auf andern Meeren sind, ist diese, weil das Bett dieses Meeres so enge ist, und keine Auswege hat. Die Mündung des Bosphorus ist für gar nichts zu rechnen, so enge ist sie. Wenn das Wasser durch einen Sturm in Bewegung gesetzt wird; so können sich die Wellen nicht verlaufen, sondern sie werden zurück getrieben, erheben sich in Wirbeln, und schlagen auf allen Seiten an das Schiff mit einer entsetzlichen Stärke und Geschwindigkeit wider. Zweytens sind die Rheden nicht vor dem Winde geschützt, und man ist auf denselben in eben so grosser Gefahr, als wenn man in der hohen See ist.

Der

Der Wind war uns den ganzen Tag entgegen; daher konnten wir diesen Tag nicht mehr als achtzehen Meilen zurück legen. Gegen Abend liefen wir in einen kleinen Fluß, mit Namen Kelmhel, ein. Er ist tiefer und beynahe so breit, als der Langur, aber nicht so reissend. Am folgenden Morgen fuhren wir vor Tag bey Mondschein wieder ab, und kamen gegen Mittag an die Mündung des Phasus. Dieser Fluß, den man für den Pison, einen der vier Flüsse des Paradieses ausgiebt, entspringt auf dem Berge Caucasus. Die Türken nennen ihn Fachs, die Einwohner des Landes aber Rione. Procop hat sich durch die beyden Namen dieses Flusses verleiten lassen, und hat zwey Flüsse daraus gemacht. Ich habe diesen Fluß bey Cotatis gesehen. Er lauft sehr geschwind, sein Bett ist sehr enge, und oft so seicht, daß man ihn durchwaden kan. Aber da, wo er in das Meer fällt, neunzig Meilen unter Cotatis, ist er anderthalb Meilen breit, und mehr als sechzig Claftern tief; diese Vergrösserung kommt von den vielen kleinen Flüssen her, welche hinein fallen. Er läuft von Osten gegen Westen. Sein Wasser ist gut zu trinken, ob es gleich dick und trübe ist; die Farbe ist bleyfarb. Arrian leitet dieses von der Erde, welche damit ver-

mischt ist, her. Er sagt auch, daß alle Schiffer Wasser aus diesem Flusse einnähmen, theils, weil sie es für heilig hielten, theils weil es besser wäre, als das andere Wasser. An der Mündung dieses Flusses liegen viele kleine angenehme Inseln, die mit Wäldern besetzt sind; deswegen können grosse Schiffe den Strom nicht hinauf fahren, sondern sie müssen drey bis vier Meilen von der Mündung liegen bleiben. Auf der grösten von diesen Inseln siehet man auf der Westseite Ruinen von einer Schanze, welche die Türken daselbst im Jahr 1578., da sie im Krieg mit Persien verwickelt waren, errichtet haben. Der damalige Kayser Murat wollte die nördliche und östliche Küste des schwarzen Meeres unter seine Gewalt bringen; allein seine Unternehmungen entsprachen seinen Absichten nicht. Er lies seine Galeren den Phasus hinauf laufen. Der König von Imirette hatte da, wo der Fluß am schmälesten ist, einen Hinterhalt anlegen lassen; die türkischen Galeren wurden da entweder in Grund gebohrt, oder musten die Flucht ergreifen. Die türkische Schanze am Phasus wurde im Jahr 1640. von dem König von Imirette weggenommen, und dem Erdboden gleich gemacht; es waren fünf und zwanzig Canonen darinnen. Der König lies

...ee
...riner
...t des Fürsten
...rose Bazar
...liche Magazine
...st des Vice Königs von Calket
...icher Garten
...r Platz
...nplatz

Landesbibliothek Oldenburg

TEFLIS

A. Vestung
B. Bischöffliche Wohnung genant Zion
C. Kloster des Pacha
D. Heilige Creuz Kirche
E. Kirche und Pallast des Patriarchen
F. Weisses Werk
G. Neue Werk
H. Kirche Atoney
I. Kirche Bethlehem
K. Kirche

L. Moschee
M. Capuciner
N. Pallast des Fürsten
O. Der grose Bazar
P. Offentliche Magazine
Q. Pallast des Vice Königs von Cahet
R. Fürstlicher Garten
S. Freyer Platz
T. Waffenplatz

Landesbibliothek Oldenburg

solche in sein Schloß nach Cotatis bringen, wo sie auch noch jetzo sind, nachdem sie mit dem Schloß nachher wieder in die Gewalt der Türken gekommen sind. Ich durchreiste diese Insel in der Absicht, um Ueberbleibsel eines Tempels der Rhea daselbst aufzusuchen, welchen Arrian zu seiner Zeit daselbst gesehen haben will; aber ich habe keine Spur davon finden können. Indessen sagen dennoch die Geschichtschreiber der spätern Zeit, daß einer da gewesen, und zur Zeit des Kayfers Zeno in eine christliche Kirche verwandelt worden wäre. Ich suchte auch die Ruinen der ehemals berühmten Stadt Sebaste, welche die Erdbeschreiber an die Mündung des Phasus setzen; aber die Ruinen dieser Stadt müssen gänzlich verlohren gegangen seyn, so wie diejenigen von der Stadt Colchos: denn von beyden habe ich aller Mühe ungeachtet, nichts finden können. Alles, was ich mit den ältern Schriftstellern an diesem Ort übereinstimmend gefunden habe, ist, daß es viele Fasanen hier giebt; sie sind grösser, schöner und von bessern Geschmack, als sonst an irgend einem Ort in der Welt. Einige ältere Schriftsteller, und insonderheit Martial, sagen, daß die Argonauten dieses Geflügel zuerst nach Griechenland gebracht hätten, und daß vorher

keine daselbst zu finden gewesen wären; auch daß sie den Namen Fasanen davon bekommen hätten, weil man sie an dem Ufer des Flusses Phasys gefangen hätte. Dieser Fluß scheidet Mingrelien und das Fürstenthum Guriel und das kleine Königreich Imirette von einander. Anarghie liegt nur sechs und dreyßig Meilen davon. Die Küste ist überall niedrig und sandig, und mit so dichten Wäldern besetzt, daß man keine sechs Schritte weit hinein sehen kan.

Gegen Abend giengen wir wieder mit gutem Winde unter Segel, und kamen gegen Mitternacht vor einen Hafen mit Namen Copolette vorbey, welcher dem Fürsten von Guriel gehörte. Am folgenden Tage kamen wir nach Gonie, welches von dem Phasus vierzig Meilen weit entfernt lag. Diese ganze Küste ist sehr hoch; einige Felsen sind mit Wäldern bewachsen, andere sind ganz nackend. Sie gehört dem Fürsten von Guriel, dessen Land sich bis auf eine halbe Meile von Gonie erstreckt.

Gonie, welches Chalcondylas Gorea nennt, ist ein grosses viereckigtes aus harten und rauen Steinen gebautes Schloß. Es liegt am Ufer des Meeres auf einem sandigen Boden.

Boden. Es hat weder Gräben noch andere Vestungswerker; die ganze Bevestigung bestehet in vier Mauern mit zwey Thoren, davon eines auf der Seeseite gegen Osten, das andere gegen Norden zu liegt; ich habe nicht mehr als zwey Canonen bemerkt; die Besatzung machen einige Janitscharen aus. In dem Schloß sind ohngefähr dreysig kleine niedrige Häusser, von Brettern gebaut; nahe dabey ist ein Dorf, welches beynahe eben so viel Häusser hat. Fast alle Einwohner sind Seeleute, und wenn man den Einwohnern des Landes glauben soll, so hat das ganze herumliegende Land von ihnen den Namen Lazi bekommen; denn Laz heist im türkischen eigentlich ein Seemann, im figürlichen Verstand aber bedeutet es einen groben und wilden Menschen. Ich glaube aber, daß der Name Lazi, den sie führen, nicht aus der türkischen Sprache herkommt, sondern daß es vielmehr ihr eigenthümlicher ursprünglicher alter Name ist. Man nennte sie Lazier, und ihr Land Lazika, welcher Name bey den griechischen Schriftstellern, und insonderheit beym Procop, in seiner Geschichte des persischen Kriegs vorkommt. Sie bezeichnen das Land so genau, daß man gar nicht zweifeln kan, daß es das heutige Gonie sey. Agathias redet davon als einem

wichtigen und volkreichen Staat, der durch seine Reichthümer und vortheilhafte Lage sehr wichtig werde. Eben dieser Schriftsteller sagt, daß so lang die Römer diese Gegenden besucht hätten, man unter den Einwohnern gerechte und feine Sitten bemerkt hätte. Aber seit dem die Türken in dem Besitz derselben sind, hat sich alles dieses geändert. Uebrigens sind die meisten Lazier heut zu Tage Mahommedaner. Es kommen zwar Christen aus Georgien und Armenien in dieses Land; aber sie halten sich eben so wenig da auf, als die Einwohner von Trebisond, welches ihre nächsten Nachbarn sind.

Zu Gonie bezahlt man Zoll, und die Einnehmer haben in der dortigen ganzen Gegend das Lob, daß sie die gröbsten Creaturen sind. Da sie so weit vom Hofe entfernt sind, so glaubt ein jeder von aller Verantwortung frey zu seyn. Auch ich hatte meine liebe Noth mit ihnen, und muste hundert Ducaten bezahlen; ich gab sie gerne hin, nur damit ich von diesem verhaßten Ort weg kam. An der umständlichen Erzählung wird dem Leser nichts gelegen seyn. Von hier aus nahm ich meinen Weg zu Land. Der Zolleinnehmer gab mir einen Türken zur Begleitung, und zwey

Mann

Mann zur Fortbringung meiner Waaren, bis nach Acalzike mit. Bey meinem Abschied gab er mir einen Paß, worinnen er mich für einen Wechsler des Pacha ausgab; zugleich befahl er mir einen weissen Turban zu tragen, damit man mir desto mehr Ehre erweisen möge. Vergnügt gieng ich aus Gonie heraus, und fieng nunmehr an, aus freyer Brust zu athmen. Ich wanderte zwischen den Felsen hin. Vom 2ten Dec. bis auf den 8ten legte ich sechs und dreysig Meilen zurück. An diesem Tage kam ich an den Berg Caucasus.

Man weis, daß Asien durch eine Kette von Bergen von einem Ende bis zum andern getheilt wird; die höchsten davon sind der Taurus, der Imaus und der Caucasus. Der erste erstreckt sich am weitesten in Asien hinein, und man nennt diese ganze Kette überhaupt den Berg Taurus; ich sage mit Fleis überhaupt, weil ein jeder Theil dieses Gebürgs bey den benachbarten Völkern seinen besondern Namen hat. Das letzte Gebürg liegt Europa am nächsten, zwischen dem schwarzen und Caspischen Meere, zwischen Rußland und der Türkey. Viele Schriftsteller verwechseln diese drey Gebürge mit einander. Plinius und Curtius setzen den Berg Caucasus nach Indien.

Strabo aber sagt, ob gleich diese beyden Schriftsteller mit einander übereinstimmten, so dürfe man ihnen doch nicht glauben, weil sie aus Schmeicheley, und um den Alexander desto mehr zu loben, die Sache verstellt hätten, weil es für diesen Helden weit glorreicher war, seine Siege bis über die Gebürge Indiens zu erweitern, als nur blos über die bey dem schwarzen Meere gelegene Berge zu gehen. Doch ist dieses nicht der einzige Irrthum, den Curtius in der Erdbeschreibung begeht; er läst auch den Ganges von Mittag herkommen, und verwechselt den Jaxartes mit dem Tanais.

Was nun den Berg Caucasus insonderheit betrift, so ist er der höchste und beschwerlichste Berg, den ich gesehen habe. Er ist voller Felsen und erschröcklicher Abgründe. Man hat an vielen Orten mit unsäglicher Mühe Fußwege durchgehauen. Zu der Zeit, als ich darüber gieng, war er ganz mit Schnee bedeckt, welcher fast überall über zehen Schuh hoch lag. Meine Wegweiser musten deswegen an verschiedenen Orten mit Schaufeln einen Weg machen. Sie hatten eine besondere Art von Schnee-Schuhen, dergleichen ich nirgends als hier gesehen habe. Die Sohle hat die Form und die Länge einer Rakette

ohne

ohne Handgriff, ist aber nicht so breit; das Netzwerk ist lockerer, und das Holz ganz rund. Mit diesen Schuhen gehen sie über den Schnee leicht hinweg, denn sie fallen nicht tiefer als eines Querfingers breit ein. Sie laufen sehr geschwind damit; die Eindrücke, die sie machen, sind so seichte, daß man nicht weis, wo sie hingegangen sind, denn der Schuh hat hinten und forne einerley Ründung. Der Gipfel des Berges Caucasus ist beständig mit Schnee bedeckt; an einigen Orten ist er unbewohnbar. Ich gieng in der Nacht vom 7. auf den 8. Dec. mitten durch den Schee über diesen Berg. Ich lies Tannen niederhauen, und machte davon ein grosses Feuer. Wie wir oben auf die Spitze des Bergs gekommen waren, so beteten meine Begleiter aus allen Kräften zu ihren Bildern, daß sie ihnen doch die Gnade erweisen, und keinen Wind kommen lassen möchten. Ich sahe die Ursache dieses Gebetes bald ein: denn wenn nur ein mittelmäsiger Wind entstanden wäre, so würden wir ohne Zweifel in Schnee begraben worden seyn; denn er ist so leicht und zart, wie Staub, daß ihn der Wind in der Luft herumwehet. GOtt sey Dank! die Luft blieb ruhig. Allein unsre Pferde fielen oft so tief in den Schnee hinein, daß ich nicht glaubte,

daß

daß sie wieder heraus kommen würden. Ich gieng der Sicherheit wegen meistens zu Fuß. In dem ganzen Weg über dieses fürchterliche Gebürg, welcher sechs und dreysig Meilwegs ausmacht, bin ich nicht mehr, als acht Meilen geritten. Die zwey letzten Tage kam es mir nicht anders vor, als wenn ich in den Wolken gieng, ich konnte keine zwanzig Schritte vor mich hinsehen. Die vielen Bäume, womit der Berg bedeckt ist, hindern die weitere Aussicht; es waren nichts als Tannen, und dies war mir sehr leid. Denn da ich auf dem höchsten Berg in der Welt, wenigstens in Asien, zu seyn glaubte, so hätte ich mich gern durch die Erfahrung überzeugt, ob es wahr sey, was die Naturkündiger sagen, daß auf den höchsten Bergen die Blätter der Bäume immer in einerley Stand blieben, weil Winde und Wolken, wodurch die Blätter abfallen, immer unter ihnen, und niemals über ihnen sind. Ich habe dieses nirgends bemerkt; noch weniger, daß man in der höhern Luft nicht leben könne, wie eben diese Gelehrte behaupten. Das ist wahr, daß die Luft sehr fein und drocken ist; aber ich glaube, daß man darinnen eben so gut, als in einer gemischten Luft leben kan. Die Luft ist also wohl nicht die Ursache, daß die Spitze dieses Gebürgs nicht bewohnt

wohnt ist; sondern ich glaube vielmehr, daß es der Mangel der Verbindung mit der übrigen Welt ist. Da ich von diesem Berg herab gieng; sahe ich die Wolken weit unter meinen Füssen, und wenn ich nicht gefühlt hätte, daß mich die Erde trüge, so würde ich geglaubt haben, in der Luft zu schweben.

Der Berg Caucasus ist bis gegen die Höhe hin fruchtbar an Honig, Korn und Gom, wovon ich oben geredet habe. Es giebt auch Wein und Früchte daselbst, Schweine, nebst kleinem und grossem Vieh. Das Wasser ist überall gut. Man findet auch viele Dörfer auf dem Gebürge. Die Weinstöcke schlingen sich um die Bäume herum, und wachsen so hoch, daß man oft die Trauben nicht bekommen kan. Es war eben Weinlese, als ich über das Gebürg gieng. Ich kostete sowohl die Trauben, als auch den neuen und alten Wein, und fand alles vortreflich. Der Wein ist so wohlfeil, daß ein Gefäs von dreyhundert Pfunden, das ist, ohngefähr fünf und siebenzig Maas, einen Thaler kostet. Da die Bauern weit mehr Wein machen können, als sie zu verkaufen im Stande sind; so lassen sie die Trauben am Stock verfaulen, ohne sie abzulesen. Die Landleute wohnen hier in hölzer-

nen

nen Hütten; eine jede Familie hat ihrer vier bis fünf. Mitten in der grösten von diesen Hütten machen sie ein grosses Feuer, und setzen sich um dasselbe herum. Die Weiber mahlen das Getreid, und zwar, so viel sie jedesmal Brod nöthig haben. Sie backen den Teig in runden Steinen, die ohngefähr einen Schuh im Durchschnitt, und zwey bis drey Finger tief ausgehöhlt sind. Diesen Stein erhitzen sie, und legen das Brod, das sie backen wollen, darauf; sie bedecken es sodann mit heisser Asche und klühenden Kohlen. An einigen Orten bäckt man es blos in der Asche. Man kehrt auf dem Heerde einen Platz mit Besen sauber ab, und legt das Brod darauf: alsdenn bedeckt man es mit heisser Asche und klühenden Kohlen, und läßt es darunter liegen, bis es ausgebacken ist. Bey alle dem ist die äussere Rinde sehr weis, und das Brod gut. Den Wein verwahren sie, wie in Mingrelien. Alle Abend kehrte ich bey einem Bauer ein, der mir Pferde und Lastwägen auf den folgenden Tag miethete. Auch der Türk, den ich zu meiner Begleitung bey mir hatte, bediente mich so gut, als es die Umstände des Orts erlaubten. Sie gaben uns Hühner, Eyer, Hülsenfrüchte; Wein, Brod und Obst war in Ueberfluß vorhanden. Die Einwohner auf diesen Bergen sind meistens geor-

georgische Christen. Sie haben eine gute Farbe, und ich habe unter ihnen sehr schöne Frauenzimmergesichter angetroffen. Sie sind weit besser gekleidet, als die Mingrelier, auch als die Einwohner auf dem Berge Caucasus, die unter türkischer Bothmäsigkeit stehen.

Den neunten Dec. kam ich auf eine Ebene, wo das Feld gut gebauet war, und wo man auf den Hügeln herum vieles Vieh auf der Weide sahe. Des Abends kam ich nach Acalzike.

Acalzike ist eine Vestung, die nahe an dem Gebürge Caucasus, zwischen mehr als zwanzig Hügeln in der Mitte liegt, dermassen, daß man sie von denselben von allen Seiten her in Grund schiessen könnte. Sie hat doppelte Mauern und Thürme. Beyde sind nach Art der Alten mit Absätzen, oder Zinnen versehen. In dieser Vestung ist wenig Geschütz. Nicht weit davon liegt auf diesen Anhöhen ein Flecken, der aus vierhundert neuen und seit kurzen erbauten Häussern besteht. Es ist nichts altes darinnen, als zwey armenische Kirchen. Dieser Flecken ist von Türken, Armeniern, Georgiern, Griechen und Juden bewohnt. Die Christen haben hier Kirchen, und die Juden

eine

eine Synagoge. Es ist ein kleines neues Caravanserai da, welches, so wie alle Häusser des Orts, aus Holz gebauet ist. Der Fluß Kur, der in dem Gebürge Caucasus entspringt, fließt ohngefähr zwölf Meilen weit vor dieser Stadt vorbey. Strabo setzt seinen Ursprung in Armenien, Ptolemäus in Colchis, und Plinius in die Gebürge der Tartarey, die oberhalb Colchis liegen, und die er von dem Fluß Corar, der aus demselben heraus kommt, und sich in das schwarze Meer stürtzt, Cororici nennt. So verschieden auch diese Meinungen sind, so lassen sie sich doch leichtlich mit einander vereinigen: denn Armenien begriff ehemals Colchis in sich. Der Pacha von Acalzike hat seine Wohnung in der Vestung, die vornehmsten Officiers und Soldaten liegen in den nächstgelegenen Dörfern. Die Persischen Geschichtschreiber sagen, diese Vestung sey von den Georgiern erbauet, und von den Türken im zehenten Jahrhundert weggenommen worden. Diese fügten noch neue Werke hinzu, und legten drey Tagreise davon noch eine Vestung, mit Namen Temame, an.

Ich reiste von Acalzike ab, und hielt mich immer ostwärts. Wie ich drey Meilen davon entfernt war, so wurde die Straasse zwischen

zwischen den Gebürgen immer enger. Hier ist ein türkisches Schloß, welches auf der rechten Seite des Flusses Kur auf einen Felsen gebaut ist. Um das Schloß, welches wie Acalzike, mit einer Mauer umgeben ist, ist eine kleine Stadt herumgebaut. Sie heist Uker. Hier liegt eine türkische Besatzung. Weil der Pacha von Acalzike und der Khan von Georgien damals in guter Freundschaft mit einander stunden, so war es hier leicht fort zu kommen. An dem Kur siehet man hier viele Ruinen von Schlössern, Vestungen und Kirchen. Von da nahm ich meinen Weg über Surham nach Gory. Hier gieng ich zu den Capucinern, welche Missionare waren von der Gesellschaft de propaganda fide. Ich hatte Empfehlungsschreiben an sie. Ich entdeckte mich ihnen, wer ich wäre; daß mich der König von Persien in seinen Geschäften nach Frankreich geschickt, und mir an alle Befehlshaber seines Reichs Befehle mitgegeben habe, mich in allem dem, was ich nöthig haben würde, zu unterstützen: ich erzählte ihnen meine Begebenheiten in Mingrelien, und daß ich meinen Gesellschafter mit einem grossen Theil der Waaren, der Sicherheit halben, daselbst zurück gelassen hätte: ich bat sie also um guten Rath. Sie wollten es wohl gerne thun, aber da ihr

Vorsteher gegenwärtig nicht bey ihnen, sondern zu Tiflis, der Hauptstadt in Georgien, war; so verwiesen sie mich an ihn, und gaben mir zu dem Ende einen Laien-Bruder zu meiner Begleitung dahin mit. Ich machte mich unverzüglich auf den Weg, und in Zeit von zweyen Tagen kam ich zu Tiflis an. Hier überlegte ich mit ihnen gemeinschaftlich, ob ich geradezu an den Fürsten von Georgien gehen, und mir dessen Beystand ausbitten sollte; oder ob ich heimlich nach Mingrelien zurück gehen, und meine daselbst zurückgelassene Waaren holen sollte. Der erste Weg war zu bedenklich, ich erwählte also den letzten. Eben der Laien-Bruder, der mich bis nach Tiflis begleitet hatte, und noch ein Anhänger der Capuciner aus Georgien, giengen mit. Wir nahmen unsern Weg über Gory, Sesano, Scander, Chicaris, und kamen den 31. Dec. zu Cotatis an. Es ist dieses ein Flecken unten an einem Hügel, am Ufer des Phasus; er besteht aus zweyhundert Häussern; die Palläste der Grossen stehen in einer gewissen Entfernung beysammen. Dieser Flecken hat weder Mauern noch Vestungswerke, sondern ist ein offener Ort. Von hier schickte ich den genannten Laienbruder nach Mingrelien, weil ich solches der vorliegenden Umstände wegen nicht selbst

zu

zu thun getraute. Nach verschiedenen widrigen Zufällen kam er glücklich wieder zurück, und am 6ten Febr. kamen wir alle wieder zu Tiflis, der Hauptstadt von Georgien, an. Dem Leser wird wenig daran liegen, zu wissen, was ich für Wege genommen, und durch was für Zufälle mein zurückgelassener Gefährte zu mir gekommen: ich übergehe dieses mit Stillschweigen, und liefere vielmehr eine kurze Beschreibung von Georgien.

Georgien, welches unter Persischer Bothmäsigkeit stehet, gränzet auf der Ostseite an Circassien und Moskau, auf der Westseite an Klein-Armenien, auf der Mittagsseite an Gros-Armenien, und auf der Nordseite an das schwarze Meer, und an das Königreich Imirette. Dieses ganze Land begriffen die Alten unter dem Namen Iberien. Ehemals erstreckte sich Georgien von Tauris und Erzerum bis an den Tanais, und wurde Albanien genennt. Heut zu Tage begreift es weniger in sich. Es ist ein Land voller Berge und Wälder, zwischen welchen lange und angenehme Ebenen sind, die aber nach dem Verhältnisse ihrer Länge nicht breit sind. In der Mitte ist das Land ebener, als an den Gränzen. Der Fluß Kur, den die meisten Erdbeschreiber Cyre,

Cyrus, auch Corus nennen, fließt mitten durch. Er entspringt auf dem Gebürge Caucasus, wie man sagt, anderthalb Tagreisen weit von Acalzike, und fällt in das Caspische Meer. Dieser Fluß hat vor allen andern Flüssen in Persien dieses voraus, daß er durch eine grosse Strecke des Landes schiffbar ist; es ist zu verwundern, daß in einem so weitläufigen Reiche so wenig Flüsse angetroffen werden, welche diese Eigenschaft haben. Auf diesem Fluß Kur wurde Cyrus, jener berühmte Eroberer von Persien, in seiner Kindheit ausgesetzt, und bekam davon nach dem Zeugnisse der alten Geschichtschreiber den Namen Cyrus. Diese Nachricht wird dadurch glaubwürdig, weil man in allen den Ländern, wovon ich geredet habe, den Fluß Kur insgemein Schah-Bahman-son, d. i. den Fluß des Königs Bahman nennt; Bahman aber nennen die Persischen Chronikenschreiber den König Cyrus.

Ich habe alte Persische Erdbeschreibungen gesehen, welche Georgien in Gros-Armenien versetzen. Die neuern aber machen ein besondere Provinz daraus, und nennen es Gurgistan. Es begreift vier Theile in sich: Imirette, davon ich schon geredet habe; das Land Guriel, worunter man alles dasjenige versteht, was

was zum Gouvernement von Acalzike gehört; das Königreich Caket, welches sich weit in das Gebürge Caucasus erstreckt, und welches eigentlich das alte Iberien ist; und Carthuel, oder das östliche Georgien, welches die alten Erdbeschreiber das Asiatische Albanien nennen. Hievon liegen die Königreiche Caket und Carthuel in Persien, und werden von den Persern eigentlich Gurgistan genennt. Die Georgier nennen sich selbst nicht anders, als Carthueli. Dieses ist aber kein neuer Name; man findet ihn schon bey alten Schriftstellern, welche diese Völker Cardier nennen. Man sagt, daß ihnen der Name Georgier von den Griechen beygelegt worden sey, von dem griechischen Wort γεωργος, welches einen Landmann, oder Ackermann bedeutet. Andere leiten ihn von dem heiligen Georg, jenem grossen Heiligen der griechischen Kirche her; aber die letzte Herleitung ist gewiß falsch, denn man findet den Namen Georgier in Schriften, welche älter sind als der heilige Georg, z. E. in dem Plinius und Pomponius Mela.

In Georgien sind wenig Städte. Das Königreich Caket hat ihrer sonsten mehrere gehabt; gegenwärtig sind sie alle, bis auf eine einzige, die gleichfalls den Namen Caket hat,

alle zerstört. Zu Tiflis hörte ich, daß diese Stadt ehemals gros und prächtig gebauet gewesen wäre; aus den Ruinen, welche man noch davon antrift, läst sich schliessen, daß dieses Wahrheit sey. Dieses Königreich Caket ist durch die nördlichen Völker des Berges Caucasus, die Alanen, Suanen, Hunnen, und andere Völker, die sowohl durch ihre zahlreiche Menge, als durch ihre Tapferkeit berühmt waren, verwüstet worden. Auf der Nordseite dieses Landes sollen die ehemals berühmten Amazonen gewohnt haben. Ptolomäus setzet sie in das Asiatische Sarmatien, welches man heut zu Tage die Tartarey nennt, und welches auf der östlichen Seite der Wolga, zwischen diesem Fluß und den Hippischen Bergen liegt: dies ist just die Lage von dem nördlichen Theil von Caket. In eben der Bedeutung sagt Curtius, daß das Königreich der Talestris nahe bey dem Fluß Phasus gelegen habe. Damit stimmt auch Strabo überein. Ich habe in Georgien niemanden gefunden, der selbst in dem Lande der Amazonen gewesen wäre; aber ich habe vieles davon erzählen hören. Man zeigte mir unter andern eine Weibskleidung von groben wollenen Tuch, von einer ganz besondern Form, die man für das Kleid einer Amazonin ausgab, die in den letzten Kriegen nahe

bey

bey Caket in einem Treffen geblieben seyn soll. Ich hatte einstens mit dem Prinzen des Fürs. . von Georgien über diese Materie eine lange Unterredung gehalten. Fünf Tagreise über Caket hinaus, gegen Norden, sagte er, ist ein grosses Volk, das man aber fast gar nicht kennt; dieses führt mit denjenigen Tartarn, die man insgemein Calmacken, oder Calmucken nennt, unaufhörlich Krieg; diese verschiedene Völker, die in dem Gebürge Caucasus wohnen, leben beständig in Krieg mit einander; wenn man auch Frieden oder Waffenstillstand mit ihnen macht, so hilft es nichts: denn es sind wilde Völker, die weder Religion, noch Policey noch Gesetze haben. Diejenigen, die zunächst bey Caket wohnen, machen verschiedene Streifereyen; deswegen muß der Fürst von Georgien beständig auf seiner Hut seyn. Dies sagte mir der Prinz, und ich erzählte ihm dabey, was die alten griechischen und römischen Schriftsteller von den Amazonen redeten. Nachdem wir einige Zeitlang darüber gesprochen hatten, so fiel unsre gemeinschaftliche Meinung über die vorgegebenen Amazonen dahin aus, daß wir glaubten, es wären herumirrende Scythen gewesen, so wie die Araber und Turcomannen, welche unter der Oberherrschaft einer Frau gestanden, die sich von Personen ihres Geschlechts

habe bedienen lassen, und solche jederzeit zu ihrem Gefolge gehabt. Auch darinnen waren wir einig, daß sie zu Pferd müssen gewesen seyn, und dies ist nichts ungewöhnliches, denn im Orient reiten die Weiber eben so, als wie die Männer, und die Prinzessinnen führen einen Dolch an der Seite. Was aber das Abschneiden der Brust, und andere besondere Dinge anbelangt, die man von ihnen erzählt, so rechneten wir sie unter die unglaublichen Mährchen, wowit sich die griechischen Schriftsteller ein Vergnügen machten, die Welt zu unterhalten.

In der Provinz Carthuel sind nur vier Städte, Gory, Suram, Aly und Tiflis. Gory ist eine kleine Stadt, die in einer Ebene zwischen zween Bergen, an dem Flusse Kur liegt; nahe bey der Stadt ist eine kleine Anhöhe, auf welcher eine Vestung liegt, die von National-Persern besetzt ist. Sie ist in dem vorigen Jahrhundert, bey Gelegenheit der Kriege in Georgien gebauet worden. Ein Augustiner Missionar, der damals zu Gory war, machte den Plan dazu. Die Stärke dieser Vestung beruhet lediglich auf ihrer Lage. Die Besatzung bestehet aus hundert Mann. Die Stadt selbst ist klein, die Häusser und die Ba-

zar

zar sind von Erde gebaut. Alle Einwohner sind Kaufleute, und sehr reich. Man findet alle Bedürfnisse des Lebens daselbst in grosser Menge, und in geringen Preiß. Der Name Gory wird von einem Wort hergeleitet, welches ein Schwein bedeutet, weil diese Thiere sehr häufig in der dortigen Gegend angetroffen werden.

Suram ist ein bloser Flecken, kaum halb so gros, als Gory; aber die Vestung, die dabey liegt, ist gros und wohl gebaut. Es liegen hundert Mann zur Besatzung darinnen. Nahe bey Suram ist eine Gegend, Semache genannt, welcher Name in der georgischen Sprache, die drey Schlösser bedeutet. Die Einwohner sagen, daß Noah, nachdem er aus dem Kasten gegangen sey, in dieser Gegend gewohnt, und daß seine drey Söhne, jeder ein Schloß gebauet haben. Aly liegt neun Meilen von Gory, zwischen Bergen; es ist eine kleine Stadt.

Tiflis ist eine der schönsten Städte in Persien, ob sie gleich so gar gros eben nicht ist. Sie liegt unten an einem Berge, auf dessen Ostseite der Fluß Kur fließt. Die meisten Häusser, welche an der Seite des Flusses ge-

bauet sind, liegen auf Felsen. Die Stadt ist ringsum mit schönen und starken Mauern eingeschlossen, ausgenommen auf der Seite des Flusses. Sie erstreckt sich der Länge nach von Süden gegen Norden; auf der Mittagseite hat sie eine Vestung, die an der abhängigen Seite eines Bergs liegt, und worinnen lauter gebohrne Perser, theils zur Besatzung, theils als Einwohner, sind. Der Waffenplatz, welcher vor der Vestung liegt, dient zugleich zum Marktplatz. Die Vestung ist zugleich eine Freystadt. Alle Missethäter und Schuldner haben hier eine sichere Zuflucht. Wenn der Fürst von Georgien Briefe, oder Geschenke vom König in Persien bekommt, so muß er durch dieses Schloß bis vor die Thore der Stadt kommen, um sie dafelbst zu empfangen: denn wenn man aus Persien nach Tiflis will, so kan man nicht anders als durch die Vestung in die Stadt kommen. So oft dieses geschieht, so ist der Fürst in grosser Verlegenheit, indem er immer besorgen muß, der Commandant von der Vestung habe heimliche Befehle, sich seiner Person zu versichern. Die Perser haben mit vieler Vorsicht diese Gewohnheit eingeführt, daß die Vice-Könige von Georgien, und Statthalter in den Provinzen, vor der Stadt die Königlichen Befehle empfangen müssen,

müssen, damit sie durch dieses Mittel sich ihrer Person, so oft es ihnen beliebt, ohne Schwierigkeiten versichern können. Die Vestung Tiflis ist im Jahr 1576. von den Türken erbauet worden, nachdem sie sich der Stadt und des ganzen Landes bemeistert hatten. Der türkische General Mustapha Pacha gab dem Sultan Soliman den Rath, in Georgien verschiedene Vestungen anzulegen; denn dieses sey das einzige Mittel, das Land unter seiner Gewalt zu behalten: und Soliman that es auch. Die meisten Vestungen in Georgien sind von den Türken erbauet worden. Er besetzte die Wälle von dieser Vestung mit mehr als hundert Canonen.

In der Stadt zählt man vierzehen Kirchen: dies ist wirklich viel in einem Lande, wo so wenig Andacht herrscht. Sechs davon werden von den Georgiern besucht, die übrigen gehören den Armeniern. Die Hauptkirche, welche den Namen Sion hat, liegt am Ufer des Flusses, und ist ganz von gehauenen Steinen gebaut. Es ist ein altes Gebäude, und gleicht allen alten Kirchen im Orient, die aus vier Schiffen bestehen, wovon das mittlere durch vier grosse Säulen unterstützt ist, und mit einem Glockenthurm bedeckt ist. Der

hohe

hohe Altar steht in dem gegenüberstehenden Schiff gegen Morgen. Das Inwendige der Kirche ist mit platten Gemählden nach griechischer Manier ausgeziert, die Malerey aber ist so schlecht, daß man alle Mühe von der Welt hat, wenn man die Vorstellungen verstehen will. Der bischöffliche Pallast stößt an die Kirche. Der Tibilele wohnt daselbst; so nennt man die Bischöffe von Tiflis. Nach der Hauptkirche sind noch die zwey folgenden Kirchen der Georgier zu bemerken: Tetrachen, d. i. das weisse Werk, welche von der Prinzessin Maria erbauet worden ist; und Anguescat, d. i. das Bild Abgarus: denn die Georgier nennen in ihrer Sprache den König Abgarus, Angues, und behaupten, daß das wunderthätige Bildnis JEsu Christi, welches dieser König, der gemeinen Sage nach, von unserm Heilande empfangen haben soll, lange Zeit in dieser Kirche gewesen sey. Man nennt sie auch die Kirche des Catholicos, weil der Pallast dieses Prälaten daran stößt, und weil er sonst nirgends, als in dieser Kirche seine Andacht, oder sein Amt verrichtet. Diese Kirche liegt am Ufer des Flusses, mit der bischöfflichen Wohnung in gleicher Linie. Die Georgier haben noch eine schöne Kirche am südlichen Ende der Stadt. Ein Fürst hatte einstens

stens ein Pulver-Magazin daraus gemacht, weil man sie seit langer Zeit nicht mehr zu einer Kirche brauchte, weil der Blitz einen Theil davon beschädigt hatte. Der Fürst lies sie ausbessern, und dieses Magazin hat noch immer den Namen: die Kirche Metek, d. i. des Bruchs. Man gab ihr diesen Namen, weil sie ein König von Georgien deswegen gestiftet hatte, um Buse zu thun, weil er den Frieden mit einem benachbarten Fürsten gebrochen hatte.

Die vornehmsten Kirchen der Armenier sind: 1) Pacha-vanc, d. i. das Kloster des Pacha. Der Armenische Bischoff von Tiflis wohnet in diesem Kloster. Nach der Erzählung der Armenier soll diese Kirche von einem türkischen Pacha, der aus der Türkey entflohen war, und hier die christliche Religion angenommen hatte, erbauet worden seyn, und davon den Namen bekommen haben. 2) Surph-nichan, d. i. das rothe Zeichen, oder nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, das heilige Creuz. 3) Betkem, oder Bethlehem. 4) Norachen, oder das neue Werk. 5) Moguay. Dieses letztere ist der Name eines Armenischen Dorfes nahe bey Erivan, wo man lange Zeit einen Hirnschädel aufbewahrt hat, den man für den Hirnschädel des heiligen Georgs ausgegeben hat;

weil

weil man nun ein Stück von diesem Hirnschädel hieher gebracht hat, so hat man der Kirche den Namen von dem Ort gegeben, wo man es herbekommen hat.

Zu Tiflis ist keine Moskee. Die Perser haben zwar alles versucht, eine daselbst zu bauen; sie haben aber nicht zu ihrem Zweck gelangen können. Der Pöbel empörte sich augenblicklich, riß alles wieder nieder, und gieng mit den Arbeitern übel um. Die Fürsten von Georgien waren im Grund betrachtet, über die Empörungen des Pöbels nicht misvergnügt, ob sie sich gleich anders stellten. Sie haben die christliche Religion blos mit dem Munde abgeschworen, und es gehet ihnen sehr gegen das Herz, wenn sie die mahomedanische Religion unterstützen sollen. Die Georgier sind zur Meuterey geneigt, leichtsinnig, tapfer. Sie behaupten noch einige Ueberbleibsel der Freyheit. Dieses alles verhindert die Perser, die Sache auf das äusserste zu treiben, und Georgien behält dadurch eine Art einer vollkommenen Religions-Freyheit. Auf allen Kirchthürmen stehen Creuze, und alle Kirchen haben ihre Glocken, die sie läuten. Man verkauft alle Tage Schweinenfleisch und Wein öffentlich auf allen Strasen. Die Perser ärgern sich zwar, daß

sie

sie solches sehen müssen; aber sie können es nicht ändern. Seit einiger Zeit haben sie dennoch in der Vestung eine kleine Moskee, nahe an der Mauer, die sie von dem Marktplatz scheidet, erbauet. Sie erwählten diesen Ort hiezu, um das Volk nach und nach an den Anblick einer Moskee zu gewöhnen. Die Georgier konnten es nicht hindern, weil sie sich nicht getraueten, mit bewafneter Hand in die Vestung einzudringen; aber da die mahomedanischen Priester sich auf derselben sehen liessen, um ein Bekänntnis des Glaubens abzulegen, und das Volk auf die gewöhnliche Art zum Gottesdienst zusammen zu rufen: so warf der Pöbel mit Steinen auf die Moskee, und zwang den Priester, in aller Geschwindigkeit herab zu steigen.

Es sind zwey öffentliche schöne Gebäude zu Tiflis, der Bazar und das Caravanserai. Das erstere sind die Marktplätze; es sind grosse, von Steinen gebaute, und wohl unterhaltene Gebäude; die andern sind die Herbergen für Fremde. Es sind wenig Bäder in der Stadt, sondern jedermann besucht die warmen Bäder in der Vestung. Das Wasser in diesen Bädern ist mineralisch und sehr heiß. Man besucht solche nicht allein der Krankheiten, sondern auch der Reinlichkeit wegen. Der

Pallast

Pallast des Prinzen trägt viel zur Verschönerung der Stadt bey. Er hat viele Säle, die die Aussicht auf den Fluß und in die Gärten haben. In der Nähe desselben sind viele Vogelhäusser, worinnen Vögel von allerhand Art aufbewahret werden. Auch die Falcknerey verdient bemerkt zu werden. Vor dem Pallast ist ein grosser viereckigter Platz, auf welchem mehr als tausend Pferde stehen können. Rings herum sind viele Kramläden, und er stösset an einen langen Bazar, dem Thore des Pallastes gerade gegen über. Der Platz und die Vorderseite des Pallastes, geben, wenn man sie von der Seite des Bazars ansieht, eine vortrefliche Aussicht. An dem Ende der Stadt hat der Vice-König von Caket einen Pallast, der nicht weniger werth ist, bemerkt zu werden.

Vor der Stadt sind viele Lusthäusser und schöne Gärten. Der gröste darunter gehört dem Fürsten; es sind wenig Fruchtbäume in demselben, sondern die meisten dienen blos zur Zierde, und machen Schatten.

Es ist zu Tiflis eine Mission von Capucinern. Sie gaben sich anfänglich für Aerzte aus, und dieses machte, daß sie jedermann wohl

wohl aufnahm, und daß sie sich niederlassen konnten, wo sie wollten: denn die Arzneykunst, und besonders die Chemie, steht im ganzen Orient in grossem Ansehen, weil sie von wenigen getrieben wird. Sie liessen sich anfänglich zu Tiflis, und hernach zu Gory nieder. Canavas-Khan gab ihnen in einer jeden dieser Städte ein Haus, nebst der Freyheit, ihre Religion öffentlich auszuüben. Sie brachten diesem Fürsten Briefe vom Pabst und von der Gesellschaft de propaganda fide, und machten ihm und dem ganzen Hof, nebst dem Catholicos ansehnliche Geschenke, und dieses wiederholten sie alle zwey Jahre. Wer von ihnen die Arzneykunst am besten versteht, hat bey dem Fürsten und der Fürstin den freyen Zutritt, und erlangt dadurch ihren Schutz gegen die beständigen Verfolgungen der Georgier und Armenier; dieses ist ihre einzige Stütze. Merkt man, daß sie sich Mühe geben, Leute zu ihrer Religion zu bewegen, so ziehen sie sich dadurch Verfolgungen zu; allein, da in Georgien sonst weder Aerzte noch Wundärzte zu finden sind, so machen sie sich durch diese Künste, sie mögen nun so viel davon verstehen, als sie wollen, nothwendig; und es hat Leute unter ihnen gegeben, die sehr gute Kenntnisse darinnen hatten. Sie haben von

dem Pabste die Erlaubnis, sich ihre Curen bezahlen zu lassen, und sie bedienen sich auch derselben. Die Bezahlung geschieht gewöhnlich in Wein, Mehl, Kühen, Ochsen, jungen Sclaven, auch Pferden. Was sie nicht zu ihrem Unterhalt brauchen, das verkaufen sie. Ohne diese Vortheile, die sie von der Arzneykunst ziehen, würden sie von dem Gehalt, den ihnen die Gesellschaft giebt, nicht leben können; das sind achtzehen römische Thaler für jeden Missionair, (andere sagen, fünf und vierzig.) Ausserdem sind ihnen auch noch andere Freyheiten zugestanden: sie können an allen Orten, und in allerhand Kleidungen Messe lesen, alle Sünden vergeben, sich verkleiden, Pferde und Knechte halten, Sclaven haben, kaufen und verkaufen, Geld auf Zinsen nehmen und geben; mit einem Wort, sie haben so ausgebreitete Freyheiten, daß sie alles thun können, was nur irgend geistlichen Personen zu thun erlaubt ist. Demohngeachtet machen sie in der Bekehrung der Georgier keine grosse Schritte: denn ausserdem, daß diese Völker so unwissend sind, und auch keine Lust haben, sich unterweisen zu lassen, so haben sie sich in Kopf gesetzt, das Fasten, wie sie es halten, sey der christlichen Religion so wesentlich, daß sie die Capuciner nicht für Christen halten, weil sie

nicht

nicht so fasten, wie sie. Wegen dieses Eigensinns müssen die Missionarien nach georgischer Art fasten, und sich derjenigen Thiere enthalten, die den Georgiern ein Greuel sind, z. E. der Haasen, Schildkroten und dergl. Sie fasten den Mittwochen und Freytag, richten sich nach dem alten Calender, und man kan sagen, daß sie im Aeusserlichen Georgische Christen sind. Anfänglich kamen zu Tiflis viele Leute in ihre Kirche, indem sie durch die neue Art des Gottesdienstes und durch die Music angereitzt wurden; allein bald darauf verlohr sich der Eifer, und man sahe oft kaum fünf bis sechs alte Leute in der Kirche, und diese musten von den Missionarien etwas zu hoffen haben. Sie haben auch eine Schule angelegt, aber es sind nicht mehr als sechs oder sieben Kinder von armen Leuten darinnen, und dies nicht, um darinnen zu lernen, sondern um ernährt zu werden. Die beständigen Kriege haben die Anstalten dieser Väter noch mehr herunter gebracht.

Die Stadt Tiflis ist sehr bevölkert; man siehet so viele Fremde da, als an einem Ort in der Welt. Man treibt einen starken Handel daselbst; der Hof ist zahlreich und prächtig, indem sich immer Standspersonen an demselben

aufhalten. Was den Namen der Stadt anbelangt, so habe ich den Ursprung desselben nicht ausfündig machen können. Sie soll den Namen Tiflis von den Persern bekommen haben. So viel ist gewiß, daß sie die Georgier nicht Tiflis, sondern Cala nennen, das ist so viel, als Stadt oder Vestung überhaupt. Ich glaube, weil sie keine andere mit Mauern umgebene Stadt in ihrem ganzen Lande hatten, so gaben sie dieser deswegen den Namen Cala, oder Stadt, schlechtweg. Einige Erdbeschreiber nennen sie Tebile-Cala, d. i. warme Stadt, theils wegen der warmen Bäder daselbst, theils auch, weil die Luft daselbst wärmer ist, als in andern Gegenden von Georgien. Eben so wenig habe ich die Zeit, wenn sie erbauet worden ist, erfahren können. Einige Schriftsteller behaupten, aber ohne Wahrscheinlichkeit, daß es die nemliche Stadt sey, welche die Alten Artaxate genennt haben. Ich glaube nicht, daß sie über tausend Jahre alt ist. Man findet in der Persischen Geschichte, daß gegen das 850te Jahr der christlichen Zeitrechnung ein Tartarischer Fürst, mit Namen Baga der Grosse, durch Hircanien und Medien in Georgien eingedrungen sey, und alles mit Feuer und Schwerdt verwüstet habe; Tiflis habe sich geweigert, ihm die Thore zu öfnen; darauf habe

habe er brennende Tannen- und Fichtenzapfen hinein geworfen, und die Stadt in Brand gesteckt; hiebey wären 50000. Menschen ums Leben gekommen: dreyhundert und funfzig Jahre hernach habe sich ein anderer Fürst der Usbeckischen Tartarn, König von Careclem, Meister von der Stadt gemacht, und grosse Grausamkeit daselbst ausgeübt. In den letzten Zeiten war sie zweymal in türkischen Händen; das erstemal unter der Regierung des Königs in Persien, Ismael des zweyten, das zweytemal unter der folgenden Regierung, da sich Soliman zu gleicher Zeit derselben bemeisterte, als er Tauris wegnahm. Die Persischen Tabellen setzen ihre Länge in dem 83ten, und die Breite in dem 43. 5. Grad. Sie hat den Zunamen Dar el Meleca, d. i. Königliche Stadt, weil sie die Hauptstadt des ganzen Königreichs ist. So viel von den Städten in Georgien.

Der Himmelsstrich in Georgien ist gut, die Luft ist trocken, im Winter sehr kalt, und im Sommer sehr heiß. Das schöne Wetter fängt nicht eher an, als im Monath May, aber es dauert bis zu Ende des Novembers. Man muß die Felder wässern, sonsten sind sie unfruchtbar; sind sie aber wohl gewässert,

so tragen sie alle Arten von Getreid, Hülsenfrüchten und Obst. Im Ganzen genommen, ist Georgien ein fruchtbares Land, und man lebt daselbst gut und wohlfeil. Das Brod ist hier so gut, als an einem Ort in der Welt. Obst hat man von allen Arten, und vortreflich. Kein Land in Europa bringt schönere Aepfel und Birne, und keine Gegend in Asien vortreflichere Granatäpfel. Vieh, sowohl grosses als kleines, giebt es in Ueberfluß. Wildpret giebt es von allerhand Art, Geflügel, roth und schwarz Wildpret ist vortreflich. Das gemeine Volk lebt meistentheils von Schweinenfleisch; man findet nirgends besseres, als hier. Die Einwohner versichern, man möge davon essen, so viel als man wolle, so empfinde man niemals einige Ungemächlichkeit davon. Ich glaube auch, daß es wahr ist; denn ich habe fast bey jeder Mahlzeit davon gegessen, und es hat mir niemals etwas geschadet. Das Caspische Meer, welches nicht weit davon ist, und der Fluß Kur, der durch das Land fließt, liefern so viele See- und Flußfische, daß man mit Wahrheit sagen kan, es sey kein Land, wo man zu allen Zeiten bessere Mahlzeiten davon haben kan, als hier.

Man trinkt an keinem Ort so viel und so guten Wein, als in Georgien. Die Weinstöcke

stöcke wachsen um die Bäume herum, als wie in Mingrelien. Von Tiflis aus verführt man beständig eine grosse Menge Wein nach Armenien, auch nach Ispahan, für die Tafel des Königs. Eine Pferdeladung von 300. Pfund des besten Weins kostet nicht mehr als acht Franken, den gewöhnlichen kauft man um die Hälfte. Alle übrige Lebensmittel stehen in gleichem Verhältnisse. Das Land bringt zwar viel Seide, aber nicht halb so viel, als viele Reisende erzählen. Die Einwohner wissen nicht gut damit umzugehen, sondern sie schicken sie in die Türkey, nach Erzerum und den dortigen Gegenden, wo ein starker Handel damit getrieben wird.

Das Blut in Georgien ist das beste im Orient, ja ich kan sagen, in der ganzen Welt. Ich habe in dem ganzen Lande kein häßliches Gesicht, sowohl bey dem einem als dem andern Geschlechte gesehen; aber ich habe engelschöne angetroffen. Die Natur hat über die meisten Frauenzimmer so viele Reize verbreitet, daß es fast nicht möglich ist, sie zu sehen, und nicht zu lieben. Man kan keine schönere Gesichter, und keine bessere Stellung mahlen, als die Georgierinnen von Natur haben. Ein neuerer Schriftsteller macht folgende Beschrei-

bung von dem Georgischen Frauenzimmer: „Die Weiber werden in Georgien nach der im südlichen Asien gewöhnlichen Weise gehalten. Keine Mannsperson darf sich unterstehen, ein Frauenzimmer auf der Strase anzureden, wäre sie auch seine eigne Frau; denn man ist der Meinung, daß die Ehrbarkeit dadurch sehr verletzt werde. Die vornehmen und reichen Frauen tragen einen auf die Erde herabhängenden Schleyer, welcher nur die Augen unbedeckt läst. Man sagt, daß diese Mode erst seit der Zeit aufgekommen sey, da die Perser sich zuerst Georgiens bemächtigten, und alle schöne Frauenspersonen, welche sie erblickten, mit Gewalt hinweg nahmen. Es hält sich ein Georgier für sehr beleidigt, wenn sich jemand auf europäische Weise nach dem Befinden seiner Frau erkundigt, oder wohl gar auf derselben Gesundheit trinkt. Die Töchter werden schon im dritten oder vierden Jahre verlobt, und vor dem zwölften verheyrathet, — welches auch die Perser veranlasset haben, die, als Schach Nadir über Georgien herrschte, alle wohlgebildete Mädchen mit Gewalt nach Persien führten, ohne einmal die Prinzessinnen des regierenden Hauses zu verschonen. Weil nun die Perser keine verheyrathete Frauenspersonen entführen, so

suchte

Weiber zu Teflis.

Landesbibliothek Oldenburg

suchte ein jeder seine Tochter, so früh als möglich war, zu verheyrathen, und das wurde nach und nach zur Mode." Von der Schönheit des georgischen Frauenzimmers sind alle Reisende einerley Meinung; aber ihr Anzug verstellt sie. Auch ungeputzt bedecken sie ihre Gesichter, die Augen allein ausgenommen, mit einem Schleyer, und wenn sie geputzt sind, sind die Augenbraunen durch starke Schwärze verbunden, und das ganze Gesicht ist gefärbt. Das Kleid ist bis an den Gürtel offen, und die blose Brust wird von Zeit zu Zeit mit den Händen bedeckt. Die grossen Beinkleider ragen unter dem Kleide hervor. Um den Kopf ist ein weisses Tuch gewunden, welches gemeiniglich nur einmal im Jahr gewaschen wird, und unter demselben stehen die Haare hervor in das Gesicht. Ungeachtet dieses unangenehmen Putzes ist das Frauenzimmer in seinen Blicken und Geberden sehr reizend. Die vornehmen Georgier kleiden sich auf persische Art, und tragen etwas den Turbanen ähnliches auf dem Kopf, welches beym Gruß nicht abgenommen wird. Der gemeine Mann kleidet sich auf cosakisch. Die Mannspersonen färben ihre Bärte und Nägel, und die Frauenzimmer sogar ihre Hände, roth.

Die Georgier haben von Natur eine gute Anlage zum Witz, daß man in Künsten und Wissenschaften etwas aus ihnen machen könnte, wenn man sie gehörig unterrichtete; aber da sie durch keine Erziehung, durch keine Religion gebessert werden, und beständig die allerschlechteste Beyspiele vor sich haben, so bleiben sie in der Unwissenheit, und werden immer lasterhafter. Sie sind im Ganzen genommen, ein leichtsinniges, faules, eigensinniges, betrügerisches, meineidisches, undankbares und hochmüthiges Volk. Sie sind unverschämt, und leugnen alles, was sie gesagt haben; behaupten die gröbsten Falschheiten, verlangen mehr, als man ihnen schuldig ist, und verzeihen ihren Beleidigern niemals. Sie gerathen zwar nicht leicht in Zorn, und haben nicht leicht Haß gegen jemanden; wenn sie aber einmal Haß gegen jemand haben, so sind sie unversöhnlich, und ihr Haß dauert beständig. Ausser diesen Lastern wälzen sie sich in Schwelgerey und Trunkenheit herum. Sie gerathen um so viel leichter darein, je gewöhnlicher sie sind, und je weniger man sich dadurch verunehrt. Geistliche Personen betrinken sich eben so gut, als weltliche, und haben schöne Sclavinnen, die sie zu Beyschläferinnen brauchen. Kein Mensch ärgert sich darüber, denn

die

die Gewohnheit bringt es also mit sich. Der Superior der Capuciner zu Tiflis erzählte mir, er habe den Patriarchen von Georgien selbsten sagen hören, daß derjenige, der sich an grossen Festtagen, z. E. an Ostern und Weyhnachten nicht betrinke, kein Christ sey, und werth, daß man ihn in den Bann thue. Die Georgier sind überdies dem Wucher sehr geneigt; sie leihen kein ander Geld aus, als auf Pfänder, und der geringste Zins, den sie nehmen, ist monathlich zwey pro Cent. Die Weiber sind weder so lasterhaft, noch so boshaft: und da unter den Mannspersonen sehr viele aufwachsen, ohne daß sie lesen und schreiben können, so ist es von den Frauenspersonen von guter Herkunft besonders merkwürdig, daß sie alle lesen und schreiben können. Sie haben eine empfindsame Schwachheit gegen die Mannspersonen, und sie sind an den Unsauberkeiten, die in diesem Lande im Schwange gehen, mehr Schuld als die Männer. Uebrigens sind sie überhaupt gerechnet, höflich und leutselig, gesetzt und bescheiden. Ihre Sitten und Gewohnheiten sind eine Mischung von den Sitten der meisten Völker, die um sie herum wohnen. Die Ursache davon ist unstreitig diese, daß sie mit so vielen Nationen Handlung treiben, und ein jeder die Freyheit hat, nach seiner

ner Religion und Sitten zu leben, wie er will, davon zu reden, und seine Lebensart und Meinungen zu vertheidigen. Man sieht hier Armenier, Griechen, Juden, Türken, Perser, Indianer, Tartarn, Moscowiten, und andere Europäer. Die Armenier sind hier in so grosser Anzahl, daß sie die Georgier an Menge übertreffen. Sie sind auch die reichsten, und alle grosse und kleine Aemter werden mit ihnen besetzt. Die Georgier sind mächtiger, stolzer, eiteler und hochmüthiger. Der Unterschied zwischen ihren Verstandeskräften, Sitten und Religion, ist die Ursache, daß sie einen tödlichen Haß gegen einander haben. Sie verabscheuen einander dermassen, daß sie sich nicht unter einander verheyrathen. Insonderheit haben die Georgier eine grosse Verachtung gegen die Armenier, und sehen sie fast nicht anders an, als man in Europa die Juden ansieht. Die Kleidung der Georgier kommt der Pohlnischen sehr nahe; sie tragen auch solche Mützen wie diese. Ihre Kleider stehen forn am Leibe offen, und sie knüpfen und schnüren sie zu. Ihre Schuhe sind wie der Perser ihre, so wie sich auch das Frauenzimmer meistentheils persisch trägt.

Die Häusser der Grossen, und alle öffentliche Gebäude, sind nach Persischen Modell gebaut.

baut. Sie bauen sehr wohlfeil; denn sie haben Holz, Steine und Kalk in Ueberfluß. Auch in der Art zu sitzen, zu liegen, zu essen, ahmen sie den Persern nach.

Der Adel übet über seine Unterthanen eine mehr als tyrannische Gewalt aus. Hier sind die Bauern noch übler daran als in Mingrelien. Die Bauern müssen den Edelleuten ganze Monathe lang arbeiten, und bekommen weder Sold noch Kost dafür. Die Edelleute haben das Recht über die Güter und die Freyheit ihrer Unterthanen. Ehedessen war es gewöhnlich, daß ein Edelmann und kleiner Fürst seine Unterthanen nicht allein zu Sclaven machen, sondern sie auch an Türken, Perser und andere Völker verkaufen konnte; doch heut zu Tage wird ein solches Landesverbrechen mit dem Verlust der Augen bestraft. Die Bauern und Bäuerinnen tragen ein Kleid, bis es ihnen vom Leibe fällt. Man sieht oft eine Frau unbekleidet an einem Fluß stehen, und ihr einziges Hemd waschen, welches sie, wenn es rein ist, sogleich wieder anzieht. Die Kinder gehen fast beständig nackend.

Die Religion der Georgier kommt in den meisten Stücken mit der Religion der Mingrelier

grelier überein. Beyde haben sie zu gleicher Zeit, nemlich im vierdten Jahrhundert, durch einen Canal, durch eine Iberische Frau, die zu Constantinopel eine Christin geworden war, bekommen. Aber endlich haben die einen, wie die andern, den Geist des Christenthums verlohren. Sie haben, wie die Mingrelier, von dem Christenthum nichts als den Namen, und beobachten kein einziges von den Gesetzen JEsu Christi. Das einzige haben die Georgier voraus: sie beobachten ihre Fasten genauer, und haben auch längere Gebeter, als die Mingrelier.

Es sind viele Bischöffe in Georgien, ein Erzbischoff und ein Patriarch, den sie Catholicos nennen. Obgleich der Fürst ein Mahomedaner ist, so besetzt er doch alle Prälaturen, und giebt sie meistentheils seinen Verwandten. Die Edelleute masen sich in ihren kleinen Gebieten eben dieses Recht an, sie ertheilen nicht nur die geistlichen Beneficien, sondern strafen auch die Geistlichen ohne Unterschied, wie die andern. Sie brauchen sie zu allerhand Frohndiensten; sie nehmen ihnen ihre Kinder, und was dem Menschen nächst den Kindern am liebsten ist, die Freyheit.

Die

Die Kirchen in Georgien sind ein klein wenig besser gehalten, als in Mingrelien. In den Städten trift man sehr artige Kirchen an, aber auf den Dörfern sind sie sehr unsauber. Die Georgier haben wie die andern christlichen Völker, die auf der Nord- und Westseite an sie gränzen, die wunderliche Gewohnheit, daß sie ihre Kirchen auf hohe Berge, an entlegene und unwegsame Orte bauen. Man siehet sie schon von weiten, und in einer Entfernung von etlichen Meilen begrüssen sie sie schon; aber sie besuchen sie fast gar nicht; ja man kan mit Wahrheit sagen, daß manche unter ihnen in zehen Jahren nicht gebsnet werden. Man bauet sie, und alsdenn überläst man sie der Luft, dem Wetter und den Vögeln. Ich habe den Grund einer so närrischen Gewohnheit nicht ausfündig machen können. Es ist Gewohnheit. Die Georgier stehen in den Gedanken, sie möchten für Sünden begangen haben, welche sie wollten, so könnten sie Verzeihung erhalten, wenn sie eine kleine Kirche baueten. Ich glaube, daß sie sie deswegen an entfernte Orte bauen, damit sie nicht nöthig haben, solche auszuzieren, und zu unterhalten. Ich habe oben schon bemerkt, daß der heilige Georg der grosse Schutzpatron von Georgien ist. Sie nennen ihn hier Mar-

Ger-

Gergis, machen ihn zu einem gebohrnen Cappadocier; nennen ihn den Sohn eines Syrischen Patriarchen, und geben vor, daß er unter dem Kayser Diocletian den Märtyrertod erduldet habe. Die Mahomedaner erweisen diesem Heiligen nicht weniger Ehre, als die georgischen Christen. Man hat hier eine Legende von diesem Heiligen, die mit derjenigen, die die Mingrelier von ihm haben, sehr viel Aenlichkeit hat. Es war einer armen Wittfrau ein Ochs gestorben, und der heilige Georg machte ihn wieder lebendig. Wir endigen hier die Beschreibung dieses Landes; die Geschichte, wie es unter persische Bothmäßigkeit gekommen ist, versparen wir bis auf den folgenden Band.

Wie ich zu Tiflis angekommen war, so gab der Superior der Capuciner dem Vice-König sogleich Nachricht von meiner Ankunft. Ich konnte einmal bey den Capucinern nicht verborgen bleiben, und hofte, wenn ich dem Vicekönig meinen Paß, den ich von dem Könige in Persien an alle Statthalter seines Reichs hatte, vorzeigen würde, so würde ich durch dessen Schutz desto sicherer reisen können. Sobald der Vicekönig meine Ankunft hörte, und erfuhr, daß mich der vorige König in

in Persien in seinem Dienst nach Europa geschickt hatte; so befahl er mir sogleich, ihm die Aufwartung zu machen. Ob ich es gleich gern noch etliche Tage verschoben hätte; so war doch der Fürst so ungeduldig, mich zu sehen, daß ich mich nicht länger weigern konnte. Zwey Tage nach meiner Ankunft muste ich vor ihm erscheinen. Der Superior der Capuciner und noch ein anderer dieser Väter begleiteten mich nach Hof. Der Prinz empfieng uns in einem Saale, welcher 110. Sch. lang, und 40. breit war, der an dem Ufer des Flusses gebaut, und auf dieser Seite ganz offen war. Die Decke war von mosaischer Arbeit, und ruhte auf gemahlten und vergoldeten Säulen, 30. bis 40. Schuh hoch. Der ganze Saal war mit Tapeten behängt. Der Fürst und seine Hofleute sassen an dreyen Caminen, die den Saal so gut erwärmten, daß man nicht die geringste Kälte spürte. Wenn man ihm das erstemal die Aufwartung macht, so erweiset man ihm die nemliche Ehre, die man dem Könige in Persien erzeigt. Man kniet zwey bis drey Schritte vor seiner Person nieder, und bücket sich mit dem Kopf dreymal bis auf die Erde. Die Europäer machen Schwierigkeit, ihm diese Ehre zu erweisen; manchmal erläßt man ihnen auch dieses Cere-

moniel, als Personen aus einem andern Welttheile, die die Gewohnheiten dieses Landes nicht wüsten. Ich beugte mich dreymal vor dem Fürsten, ohne nieder zu knien. Vor der Thüre hatte mir ein Edelmann des Fürsten das Königliche Patent, das ich bey mir hatte, nebst den Geschenken, die ich ihm brachte, abgenommen, und dem Fürsten gebracht. Der Fürst öfnete das Schreiben, hielt es an den Mund und an die Stirne, und gab es seinem ersten Minister, um ihm den Inhalt davon zu sagen. Die Grossen des Hofs bewunderten die gnädigen Ausdrücke, deren sich der König darinnen bediente, um mir überall Sicherheit und Unterstützung zu verschaffen. Wir werden zu einer andern Zeit von der Art dieser Schriften reden. Im Anfang redete weder der Fürst, noch ich, ein Wort. Wir wurden beym Essen behalten. Der Fürst schickte mir auf einem goldenen Teller ein halbes Brod, und lies mir durch den Vorschneider dabey sagen, daß ich willkommen sey. Kurz darauf lies er mich fragen, wie es mit dem Krieg zwischen den Türken und Pohlen stünde. Er schickte mir alsdenn von seinem Mundwein, in der Schale, aus welcher er zu trinken pflegte. Der Wein war in einer goldenen emaillirten Flasche, und die Trinkschale war mit Rubinen

und

und Türkissen besetzt. Der Edelmann, der uns zu trinken einschenkte, sagte uns von Seiten des Fürsten, daß wir vergnügt seyn, und mehr essen sollten, als wir thäten. Der Fürst erwies uns noch mehr Höflichkeiten, er schickte uns auch von dem Gebratenen, das man ihm vorgesetzt hatte, einen Fasanen, zwey Feldhühner, und ein Viertheil von einem Reh; er lies uns zureden, mehr zu trinken. Ich beantwortete alle diese Höflichkeiten mit tiefen Verbeugungen, ohne ein Wort zu reden; denn dieses ist bey den Persern üblich. Nachdem wir drey Stunden an der Tafel gesessen hatten, so nahmen wir mit den gewöhnlichen Verbeugungen wieder unsern Abschied. Am folgenden Tage schickte mir der Fürst zwo Flaschen Wein, zwo Fasanen und vier Feldhühner, und lies mir dabey sagen, wenn ich etwas nöthig hätte, so sollte ichs nur sagen.

Zwey Tage hernach lies mich der Fürst zur Hochzeit seiner Nichte, die er eben damals verheyrathete, einladen. Ich gieng mit den beyden Capucinern hin. Die Trauungs-Ceremonie war beynahe geendigt, da wir hin kamen. Sie wurde in demjenigen grossen Saal vollzogen, wo wir dem Fürsten die Aufwartung gemacht hatten. Ich hätte sie gern mit

angesehen; allein weil der Saal voller Damen war, so lies man niemanden hinein, als den Fürsten und dessen Verwandten, den Catholicos und die Bischöffe.

Erst seit der Zeit, als Georgien von den Persern überwunden worden ist, ist dem Frauenzimmer der Umgang mit Mannspersonen verboten, und dieses Verbot ist jetzo noch, aber nur in den Städten; auf dem Lande, und an solchen Orten, wo keine Mahomedaner sind, gehen sie ohne Schleier, und machen auch keine Umstände, sich von Mannspersonen sehen zu lassen, und mit ihnen zu reden. Aber, so wie sich die Gewohnheiten der Mahomedaner mit ihrer Religion, immer weiter in Georgien ausbreiteten, so gieng auch diese Freyheit der Frauenzimmer verlohren, und aus Wohlstand muß sich dasselbe nunmehr abgesondert halten.

Das gegenwärtige Hochzeitmahl wurde auf einer Terasse des Pallastes gehalten, welche ringsherum mit einer Erhöhung von zwey Schuh hoch, und sechs breit, eingefaßt war. Der Platz war oben mit einem zeltförmigen Himmel bedeckt, der auf fünf Säulen, jede zwey und zwanzig Schuh hoch, und fünf Zoll im Durchschnitt, ruhete. Diese Art von Zelt war mit Gold- und Silberstücken, Sammet

Das Gast Mahl zu Tefflis.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

ang
men
den
thol

Per
enzir
verb
nur
solch
geher
Umst
lassen
wie
mit i
ausbr
Frau
muß
Das
einer
rings
Schu
Der
Himm
zwey
im D
war

Landesbibliothek Oldenburg

und gemahlten Zeug ausgeschlagen, und alles dieses so künstlich unter einander gemischt, daß es bey dem Schein der Lampen wie ein mit Blumenwerk geziertes Getäfel aussahe. Mitten in dem Saal war ein grosses Springwasser. Ob es gleich mitten im Winter war; so war es doch gar nicht kalt: denn die Menge der Personen, die vielen Lichter, und ganze Haufen glühender Kohlen, machten den Saal so warm, daß mir die Hitze anfieng beschwerlich zu werden. Der Boden war mit den schönsten Tapeten belegt, und der ganze Platz mit vierzig grossen Lampen erleuchtet. Vier, welche zunächst bey dem Fürsten stunden, waren von Gold; die übrigen waren von Silber. Von diesen Lampen wiegt jede gewöhnlich vierzig Pfund. Das Fußgestell von einer jeden war funfzehen Zoll im Durchschnitt; auf dem Schafft, der anderthalb Schuh hoch war, war oben die Schale mit dem reinsten Unschlitt angefüllt, in welchem zwey Dachte brennten, und ein sehr helles Licht gaben.

Wir haben von diesem Gastmahl eine Abzeichnung beygefügt. Die Gäste sassen auf der Erhöhung. Im Grunde des Saals saß der Fürst auf einer Erhöhung, welche über die

andern hervorragte, und welche oben mit einem Himmel bedeckt war. Sein Sohn und seine Brüder sassen zu seiner Rechten, und der Bischoff zu seiner Linken. Zwischen beyden war der Platz des Bräutigams. Ich und die Capuciner musten uns auf Befehl des Fürsten unmittelbar neben die Bischöffe setzen. Es waren mehr als hundert Gäste da. Die Musicanten waren unten im Saal. Wie sich die Gäste gesetzt hatten, so wurde der Bräutigam durch den Catholicos hinein geführt. So bald er seinen Platz eingenommen hatte, so kamen die Verwandten, wünschten ihm Glück, und brachten ihm Geschenke. Die meisten Gäste thaten eben dieses, ein jeder nach dem Rang, den er begleitete. Es sah aus, wie eine Procession. Dieses dauerte ohngefähr eine halbe Stunde. Die Geschenke, die sie ihm brachten, waren goldene und silberne Schalen. Ich wollte gern genau wissen, wie hoch sich die Geschenke belaufen möchten, aber so viel ich urtheilen konnte, waren es Kleinigkeiten, und beliefen sich höchstens nicht über zweyhundert Thaler.

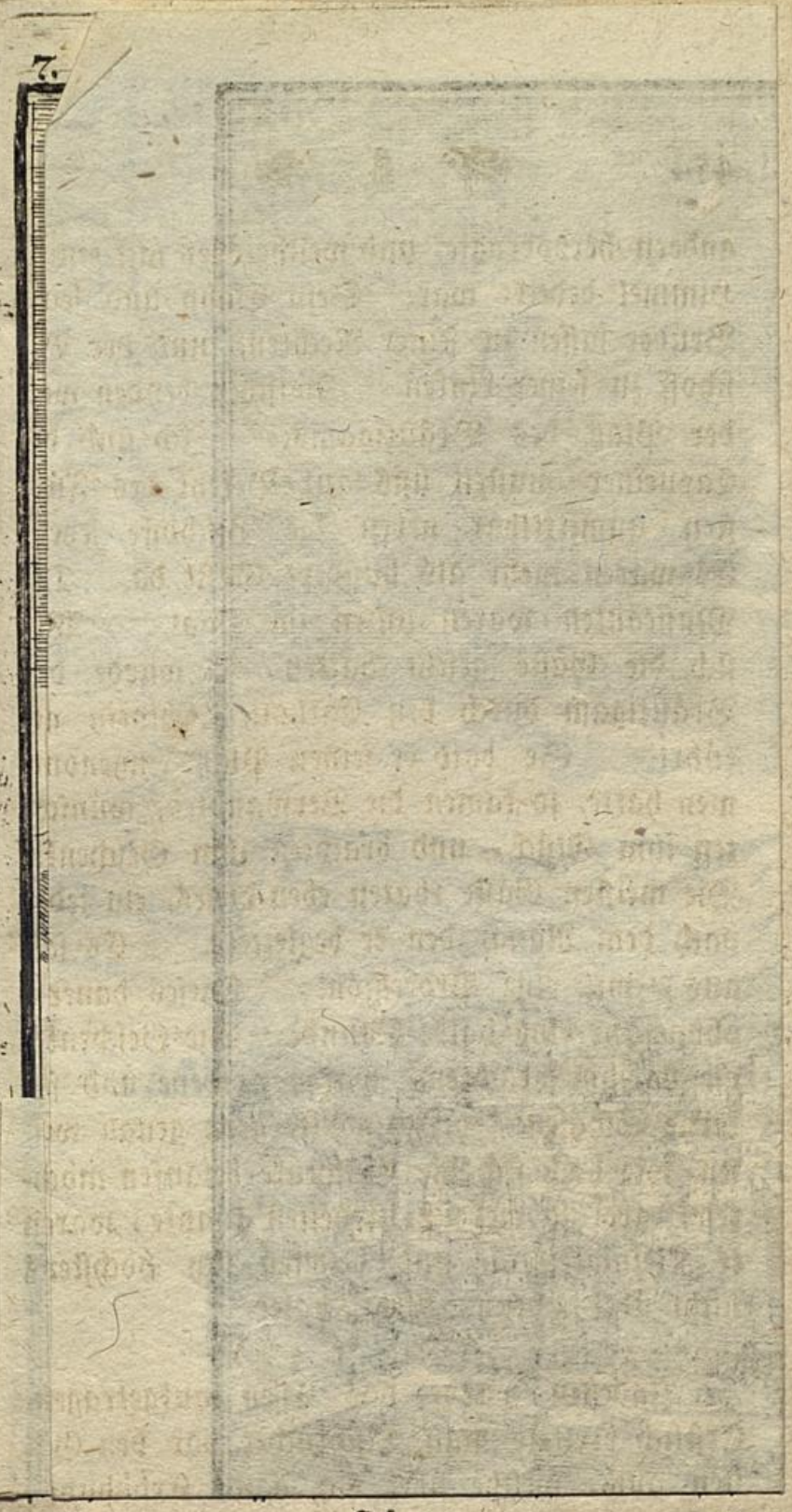
Indessen wurde das Essen aufgetragen. Erstlich breitete man Tischtücher vor den Gästen aus, welche über die ganze Erhöhung,

der

7.

Erzerum.

Landesbibliothek Oldenburg



Landesbibliothek Oldenburg

and
Hin
Bri
scho
der
Tax
sten
Es
Mi
sich
Br
füh
mei
ten
Di
nac
aus
ohn
die
ber
sen
ten
es
nic

Er
ste

der

der Breite nach, reichten. Auch legte man Tücher an dreyen Orten auf den Boden. Hierauf wurde das Brod aufgetragen. Man hatte dreyerley Arten davon, eines war so dünn, wie Pappier, ein anderes einen Finger dick, und wieder ein anderes kleines Zuckerbrod. Die Speisen waren in grossen silbernen bedeckten Schüsseln. Man hat in Europa keine, die so gros sind. Eine Schüssel mit dem Deckel wiegt gewöhnlich funfzig bis sechzig Mark. Die Bedienten, welche die Schüsseln in den Saal trugen, setzten sie bey dem Eingang auf ein Tuch, andere nahmen sie von da, und brachten sie den Vorschneidern, und diese zerlegten sie auf Teller, und liessen sie den Gästen vorsetzen. Erstlich legte man den Fürstlichen Personen vor, hernach den andern nach ihrem Rang. Es wurde der ganzen Tischgesellschaft nur einerley Speise auf einmal vorgelegt, und so schritte man von einer zur andern. Es wurde dreymal aufgetragen, und jedesmal sechzig grosse Schüsseln. Die erste Tracht bestund aus allerhand Sorten von Pillau, d. i. Reis mit Fleisch gekocht. Man hat ihn von allerhand Farben und Geschmack. Der gelbe ist mit Zucker, Zimmet und Saffran gekocht, der rothe mit Saft von Granatäpfeln; der weisse ist der natürlichste und beste,

er ist gut zu essen, und gesund. Die zweyte Tracht bestund aus Pasteten, Gestoftem, allerhand Fricasseen und Ragouts. Die dritte aus Braten. Diese drey Trachten waren mit Fischen, Eyern und Hülsenfrüchten für die Geistlichen untermischt. Uns gab man Fleisch- und Fastenspeisen. Uebrigens geschahe alles in der grösten Ordnung und Stille. Jeder that seine Pflicht, ohne dabey zu reden. Drey Europäer an einem Tische machen mehr Lermen, als diese hundert und funfzig Personen bey diesem Gastmahl.

Ausser der vortreflichen Ordnung bewunderten wir auch den Schenktisch. Er bestund aus hundert und zwanzig Trinkgeschirren, Schalen, Bechen, Hörnern, Flaschen und Kannen. Die Kannen waren von Silber, die Flaschen von polirtem Gold, die Schalen und Becher waren theils von Gold, theils von Schmelzwerk, theils von Silber, theils mit Edelsteinen besetzt. Die Hörner waren auf gleiche Art geziert, und von verschiedener Grösse. Die gewöhnlichen waren acht Zoll hoch, und an der Mündung zween breit, schwarz und wohl polirt. Die gewöhnlichen waren von Ochsen und Widdern, man hatte ihrer aber auch vom Nasenhorn und andern wilden Thie-

ren,

ten. Der Gebrauch dieser Arten von Trinkgeschirren ist bey den Morgenländern sehr gewöhnlich. Ich weis nicht, wie lang dieses Gastmahl gedauert hat, denn ich habe das Ende davon nicht abgewartet. So viel weis ich, als ich weg gieng, war es Mitternacht, und da hatte man den Braten noch nicht abgetragen. Man trank nicht gleich zu Anfang bey der Mahlzeit, sondern fieng erst bey der dritten Tracht an, und da trieb man die Sache ziemlich hitzig. Die Gesundheiten wurden auf folgende Art getrunken. Den acht Personen, die auf beyden Seiten zunächst bey dem Fürsten sassen, gab man acht Schalen von gleicher Grösse und ähnlicher Form, mit Wein. Die stunden auf, und blieben stehen, bis sie getrunken hatten. Die viere auf der rechten Seite trunken zuerst, und alle auf einmal; darauf folgten die viere auf der linken Seite. Wenn diese getrunken hatten, so setzten sie sich alle wieder nieder: und darauf brachte man eben diese acht Schalen den folgenden auf gleiche Art, und fuhr damit fort, bis die Gesundheit von allen in der Reihe herumgetrunken war. Darauf wurde eine neue Gesundheit ausgebracht, wieder mit acht Schalen, die grösser waren, als die vorhergehenden. Es ist in diesem Lande die Gewohnheit, daß

man die Gesundheit der Grossen zuletzt aus grossen Bechern trinkt. Es geschieht dieses in der Absicht, um die Gäste desto leichter betrunken zu machen, indem man sie zwingt, aus Hochachtung so lange zu trinken, bis sie ganz von Sinnen sind. Auf diese Art trunk man, so lang ich zugegen war, zwey ganze Stunden lang fort, und wie ich erfahren habe, fuhr man damit fort, bis an den andern Morgen. Die ersten Schalen hielten nicht mehr, als ein gewöhnliches Trinkglas; die letzten aber, die ich habe ausleeren sehen, hielten meiner Rechnung nach anderthalbe Schoppen: und diese waren nur erst von der mittlern Grösse. Die Capuciner und ich wurden von dem Gesetz des Trinkens befreyt, und warlich, wenn ich so viel getrunken hätte, als meine Nachbarn, ich würde auf der Stelle des Todes gewesen seyn: aber der Fürst hatte ausdrücklich befohlen, uns keine Gesundheit zuzubringen. Wir hatten Wein und Wasser, nebst einer goldenen Schale, vor uns stehen. Man gab uns nicht eher zu trinken, als bis wir es foderten. Da man die Gesundheiten zu trinken anfieng, so liessen sich die musicalischen Instrumente hören, und Singstimmen mischten sich darunter. Die Gesellschaft fand an diesem Concert ein ausserordentliches Vergnügen; mir aber gefiel es

im

im geringsten nicht. Da der Fürst anfieng, lustig zu werden, so befahl er dem Superior der Capuciner, er sollte sein Spinet holen lassen. Er und sein Amtsgehülfe ärgerten sich über den Einfall des Fürsten, besonders weil ich dabey war: denn sie befürchteten, ich möchte einen nachtheiligen Bericht davon machen, daß sie ihre Gefälligkeit so weit getrieben hätten, vor einem Mahomedanischen Fürsten, in der Gesellschaft von lauter Unglaubigen und Ketzern, sowohl Geistlichen als Weltlichen, in einem Zustand, da sie alle betrunken waren, als Musicanten zu spielen. Allein, er muste es sich gefallen lassen. Wie das Spinet ankam, so setzte man es mitten im Saal auf einen Stein, und der Superior muste spielen. Der Fürst lies ihm befehlen, er sollte singen, und dazu spielen: er sang ein Magnificat, ein Te Deum, ein Tantum ergo, und darauf einige Italiänische und Spanische Arien. Das Spinet war verstimmt; der Capuciner spielte es aus Verdruß: nun kan man sich selbsten die Rechnung machen, was es für uns für ein Vergnügen gewesen sey. Indessen ergötzte sich doch der Fürst zwo Stunden lang daran. Während dieser Zeit kam der Oberhofmeister, der ein gebohrner Mahomedaner war, zu mir, und fragte mich: ob der Gebrauch der musicalischen

lischen Instrumente in unserer Religion erlaubt sey? Da ich ihm dieses bejaete, so sagte er, die mahomedanische Religion verbiete solches ausdrücklich. Wir unterredeten uns wohl eine halbe Stunde lang über diese Materie, und dieser Herr versicherte mich, daß es wahr sey, was ich schon vorher gehört hatte, daß Mahomed seinen Anhängern die musicalischen Instrumente verboten habe; und obgleich der Gebrauch derselben in Persien allgemein sey, so sey er demohngeachtet unerlaubt. Er fügte noch hinzu, daß die musicalischen Instrumente deswegen in der Religion verboten wären, weil Gott nur allein durch die menschliche Stimme wollte gelobt seyn. Ein Georgischer Bischoff redete über diese Materie mit dem andern Capuciner, und ärgerte sich sehr darüber, daß er den Superior zum Vergnügen dieser Gesellschaft so singen hörte, wie er es in der Kirche zum Lobe GOttes that. — Wir alle hatten so gut, als der Superior, ein Misfallen daran; aber ihre ganze Sicherheit hieng von der Gunst des Fürsten ab, so daß sie sich nicht getraueten, ihm etwas abzuschlagen. Gegen Mitternacht nahmen wir Abschied von dem Fürsten, und giengen nach Haus. Beym Abschied fragte er noch, wie sich sein Vetter, der König von Spanien befände? und trank aus

einer

einer mit Edelgesteinen besetzten Schale auf seine Gesundheit. Er befahl uns, ein gleiches zu thun; ich weis aber nicht, ob er es aus Hochmuth that, oder um dem Superior eine Ehre damit zu erweisen, von welchem er wuste, daß er ein Unterthan Sr. Catholischen Majestät war. Ich dachte über diese Gesundheit nach, und es fiel mir ein, daß dieses mit dem übereinkomme, was einige Schriftsteller sagen, die Spanier stammten ursprünglich aus Iberien ab. Ich fragte deswegen meine Capuciner, was wohl der Fürst mit dieser Gesundheit habe sagen wollen? Sie erklärten mir es auf diese Art: Clemens der achte, habe in einem Schreiben, den ehemaligen Vicekönig von Georgien, Taymuras, einen Vetter des Königs in Spanien, Philip des zweyten, und die Iberier und Spanier Brüder genennt; und daher hätten sich alle seine Nachfolger in Kopf gesetzt, sie wären Verwandte von dem Könige in Spanien. Er erzählte mir bey dieser Gelegenheit allerhand Historien von dem lächerlichen Hochmuth der Georgier.

Etliche Tage hernach bat ich die Capuciner, dem Fürsten in meinem Namen für die Ehre, die er mir erwiesen hatte, zu danken, und ihn zugleich zu bitten, mir einen Officier zu meiner

Beglei-

Begleitung und Sicherheit bis nach Erivan, der Hauptstand in Gros-Armenien, mitzugeben. Der Fürst bewilligte solches, und lies mir zugleich sagen, er liebe die Europäer, und hätte gewünscht, daß ich mich länger zu Tiflis aufgehalten hätte, damit er mich besser kennen gelernt hätte; aber, weil ich Geschäfte für den König hätte, so wolle er mich nicht aufhalten; ich könnte abreisen, wenn ich wollte, ich würde überall Sicherheit in seinem Lande finden; er gab mir ferner zu erkennen, daß wenn sich Europäer in seinem Lande der Handlung wegen niederlassen wollten, er ihnen alle Freyheiten zugestehen wollte; sein Gebiet erstrecke sich bis an das schwarze Meer, in Persien stehe sein Ansehen auf einem festen Fuß, in der Türkey habe er auch einiges Gewicht; die Europäer könnten nach Indien keinen bessern Weg nehmen, als durch seine Staaten. Ich dankte ihm für dieses Anerbieten, und versicherte, daß ich der Ostindischen Compagnie Nachricht davon geben wollte. Ehe ich abreiste, bekam ich noch einen Besuch von dem Tilibelle, das ist, dem Bischoff von Tiflis. Er sagte mir im Namen des Fürsten nochmals, daß wenn die Französische Kaufleute Commissarien in sein Land schicken wollten, so würden sie Waaren, die man in Europa brauchen könnte, um einen wohl-

wohlfeilen Preis finden. Er blieb eine Viertelstunde bey mir, und beym Abschied macht ich ihm ein Geschenk mit einem Rosencranz von Corallen: denn in diesem Lande muß man die Besuche der Standspersonen sogleich baar bezahlen. Am folgenden Tage schickte mir der Fürst Wein, und lies mir dabey sagen, daß er eine Person von seinem Hausse ernennt habe, die mich bis nach Erivan begleiten sollte. Nunmehr reiste ich vergnügt von Tiflis ab. Einige Georgier, mit denen ich Bekanntschaft gemacht hatte, begleiteten mich ein Stück Wegs. Mein Begleiter gieng voran, um an den Zollstätten den königlichen Befehl, mich ungehindert reissen zu lassen, ohne mir etwas abzufordern, vorzuzeigen. Diese Art von Begleitern nennt man Mehemandaar, d. i. einen solchen, der für einen Gast sorgt. Man giebt sie den Gesandten und angesehenen Fremden zu ihrer Bequemlichkeit mit. Ihre Pflicht bestehet darinnen, daß sie für diejenigen Personen, die sie begleiten, Quartiere, Lebensmittel, Wägen und dergleichen besorgen müssen; mit einem Wort, sie müssen für die ganze Reise, und alles, was dazu gehört, sorgen. Sie sind gleichsam die Hofmeister der Reisenden, die in allen Stücken für sie sorgen müssen. Man schickt sie auf den Markt, und läst sie

das-

dasjenige ausrichten, was man nicht selbsten thun will. Diese Begleiter werden wohl bezahlt, deswegen ist es eine Art einer Belohnung, wenn jemand zu einem solchen Geschäfte ernennt wird. In den Dörfern, wo der Weg durchgeht, werden ihnen Geschenke gemacht, damit sie dasjenige, was die Einwohner liefern müssen, nicht so gar streng fordern mögen. Sie nehmen auch Kaufleute, die die Reise mitmachen wollen, in ihren Schutz; diesen leisten sie nicht nur Sicherheit gegen die Räuber, sondern sie helfen ihnen auch bey den Zöllen leichtlich durch. Wenn man sie zurück schickt, giebt man ihnen ein Geschenk.

Wir nahmen unsern Weg über Soganlu, ein grosses Dorf, wo wir über Nacht blieben. Es liegt hart an dem Fluß Kur. In einer gewissen Entfernung siehet man ein königliches Haus, welches man Sefy-Abad, d. i. die Wohnung des Sefy nennt. Dieser war König in Persien, und fieng im Jahr 1627. an zu regieren. Es liegt auf einem Hügel, ist mit grossen Terassen versehen, und hat überall Canäle und Wasserfälle. Im Frühling ist die Wohnung allhier wegen den vortreflichen Blumen, und in den folgenden Jahreszeiten wegen der vortreflichen Früchte, sehr

angenehm. Von da kam ich gegen Nordosten in ein Dorf von hundert und funfzig Häussern, mit Namen Kuprikent, d. i. das Dorf der Brücke, weil nahe bey diesem Dorf eine sehr schöne Brücke über den Fluß Tabadi geht. Diese Brücke liegt zwischen zweyen Bergen, die nur durch den Fluß von einander getrennt sind. Sie besteht aus vier ungleichen Bögen, sowohl der Höhe als der Breite nach. Die Ursache dieser Ungleichheit sind zwey grosse Felsen in dem Wasser, auf welche man die Brücke gegründet hat. Die beyden äussern Bogen sind hoch, und auf beyden Seiten offen. Man hat kleine Zimmer mit einem Ofen darinnen angelegt, damit sich die Reisenden daselbst aufhalten können. Der mittlere Bogen ist von einer Seite zur andern durchbrochen, und hat auf beyden Seiten Zimmer, und bedeckte Erker, worinnen man den Sommer frische Luft schöpfen kan. Man steigt durch Stufen hinunter, die in der Decke des Gewölbes angebracht sind. Nahe bey dieser Brücke ist eine Caravanserai, die aber damals anfieng baufällig zu werden. Die Bauart daran ist vortreflich; verschiedene Zimmer stossen auf das Wasser, wovon jedes einen Erker hat. Ich habe in ganz Georgien keine schönere Brücke und Caravanserai gesehen, als diese.

A 9

Die Caravanserai sind grosse Gebäude, in welchen die Reisenden unter Obdach kommen können. Man muß sich nicht einbilden, daß man in Asien so viele fremde Leute in den Städten und auf den Strasen sieht, als in Europa. Man kan verschiedene Ursachen davon angeben. Erstlich, ist Asien in Vergleichung mit Europa nicht so stark bevölkert. Ich verstehe hier denjenigen Theil von Europa, den die Römisch-Catholischen und Protestanten besitzen, als welche Gegenden in der ganzen Welt am meisten bevölkert sind, man müste denn vielleicht China ausnehmen. Zweytens wohnen die morgenländischen Völker unter einem bessern Himmelsstrich, als wir. Sie haben nicht so viele Bedürfnisse, als wir; sie sind deswegen nicht so thätig, nicht so unruhig, nicht so neugierig, als wir; und folglich bekümmern sie sich auch nicht so sehr um die Handlung. Diesen Gründen schreibe ich es zu, daß man weder in den Städten, noch auf den Strassen, so viele Wirthshäusser hat, als bey uns. Hiezu rechne ich auch noch die Gewohnheit, daß sich die Weibspersonen vor den Mannspersonen nicht sehen lassen dürfen; daher müssen diejenige, welche reisen, sich von der übrigen Welt gleichsam abgesondert halten. Wenn man also reiset, so muß man

alles,

alles, was man zur Lagerstätte und zum Essen nöthig hat, mit sich führen. Da man im Orient weder Spanbetten, noch Tische, noch Stühle hat, sondern man ißt und schläft auf der Erde, auf Tapeten oder Matten; so kan man seine Reisegeräthschaften leicht mit sich führen. Zwey Pferde können die ganze Equipage von drey und noch mehr Menschen tragen. Man braucht also auf der Reise nur ein Obdach, und dieses findet man in den Caravanserai sehr bequem. In dem türkischen Reich findet man auf den Landstrassen fast gar keine dergleichen Herbergen, weil man daselbst nicht anders als in grossen Gesellschaften, manchmal tausend Personen mit einander, reißt, wovon jeder sein Zelt mit sich führet; aber in dem ganzen Königreich Persien findet man dergleichen. Man findet dergleichen auch nicht in dem Reiche des Grossen Mogols, aber aus einer ganz verschiedenen Ursache; denn da die Luft daselbst zu allen Zeiten sehr heiß ist, so herbergt man lieber in der freyen Luft, entweder unter dem Schatten der Bäume, oder unter einer Gallerie, als in Zimmern. In Persien sind die Caravanserai in Städten, und diejenigen auf dem Felde beynahe von einerley Form, ausgenommen, daß diejenige in den Städten gemeiniglich zwey Stockwerke haben.

ben. Es sind dieses grosse viereckigte Gebäude, meistentheils zwanzig Schuh hoch mit verschiedenen Zimmern in einer Reihe, wie die Cellen der Mönche, gewölbt, und ohngefähr vier bis fünf Schuh hoch über der gleichen Erde; jedes hat höchstens acht Schuh im Gevierdte, sie haben keine Fenster, sondern das Licht fällt durch die Thüre hinein. Vor jedem Zimmer ist ein kleiner Vorplatz von gleicher Breite, der vorwärts offen ist, und vier bis fünf Schuh in die Tiefe hat; auf der Seite ist ein Camin, mit gewölbter Decke: längst den Zimmern hin lauft ein schmaler Gang von gleicher Breite und Tiefe. Diese Gänge nennen die Perser Maataba. Hinter den Zimmern sind die Ställe, welche rings um das Gebäude herum angelegt sind. Auf beyden Seiten sind bedeckte Gänge, mit kleinen Caminen von zehen zu zehen Schuh, die in die Mauer angebracht sind. Hier halten sich die Knechte bey schlimmen Wetter auf, und bereiten die Küche; wenn es aber gut Wetter ist, so bereiten sie das Essen vor den Zimmern, die Pferde bindet man in dem Hof an den Gang, der vor den Zimmern hergeht. Mitten im Hofe ist entweder ein Behältnis von Quellwasser, oder ein erhabener steinerner Platz, viereckigt oder sechseckigt, zwanzig bis dreysig Sch.

im

Durchschnitt, und sechs bis acht Schuh hoch. Diese Plätze nennen die Perser auch Maatabe, das ist, etwas, das dem Monde ausgesetzt ist. Dergleichen erhöhete Plätze haben sie auch in ihren Gärten, in den Höfen ihrer Häusser, und oft haben sie grosse Bäume herum gepflanzt, welche einen kühlen Schatten verursachen. Diese Caravanserai haben ein plattes Dach. Der Eingang besteht aus Gallerien mit Krambuden auf beyden Seiten, wo man die gewöhnlichsten Lebensmittel verkauft. Sie sind so hoch, wie das Gebäude, und sind mit grossen und starken Thüren verschlossen, wovon die Oberschwelle aus einem starken Stück Zimmerholz besteht. Einige haben auf beyden Seiten nicht nur Gewölber, sondern auch Erker. Ich will hier weiter nichts von der Figur dieser Gebäude reden, ich werde an einem andern Ort eine Zeichnung davon liefern.

In dieser Art von Wirthshäussern trift man sonst nichts, als vier Mauern an. Ein jeder, der hinein kommt, nimmt das erste beste leere Zimmer ein, das er findet, und das ihm gefällt. Hier bleibt er so lange, als es ihm beliebt, und geht weg, ohne daß man etwas dafür verlangt. Reiche Personen geben dem Hausknecht bey ihrem Abschied etwas weniges,

so viel ihnen beliebt, zur Ergötzlichkeit; fordern darf er aber schlechterdings nichts: denn diese Gebäude sind gottselige Stiftungen, daß ich so sagen soll; das ist, Stiftungen zum Gebrauch der Reisenden, wobey diejenigen Personen und Knechte, die die Aufsicht darüber haben, besoldet werden. Der Hausknecht hat gewöhnlich dasjenige zu verkaufen, was man zu den Pferden nöthig hat, ingleichen die gemeinsten Lebensmittel, als Brod, Wein, Butter, Milch, Früchte, Federvieh, und was man zur Feuerung nöthig hat. Fleisch kauft man entweder in den nächsten Dörfern, oder von den Hirten, die sich in der Nähe befinden. So sind die Herbergen der Reisenden im Orient, besonders aber in Persien, beschaffen.

Was die Caravanserai in den Städten anbelangt, so hat man zweyerley Arten davon. Eine für die Reisende und Pilgrime, deren Gebrauch gleichfalls unentgeltlich ist; die andere für die Kaufleute. Diese letztern sind weit schöner und bequemer, als die ersten. Die Zimmer sind mit Thüren verschlossen, welches die ersten nicht sind. Da sie meistentheils von Kaufleuten, welche wirklich Handel treiben, besetzt sind; so bezahlt man für ein jedes Zimmer etwas weniges Quartiergeld, nemlich

etliche

etliche Sols für den Tag. Ausserdem aber muß man auch eine gewisse Abgabe für den Eintritt bezahlen, ingleichen auch einen Zoll für die Waaren, die man zum Verkauf bringt: nachdem die Gattung der Waare ist, die man zum Verkauf bringt, bezahlt man mehr oder weniger für den Ballen. Die Eingangsrechte nennen sie Sercolphe, daß ist so viel, als das Schloß. Diese Caravanserai gehören entweder der Crone, oder gewissen Privatpersonen als ein Eigenthum. In einer jeden Stadt sind für die Kaufleute eines jeden Landes, auch für gewisse Gattungen von Waaren, besondere Caravanserai bestimmt, dermassen, daß, wenn man z. E. aus Medien, Bactriane, Chaldäa, Neuigkeiten wissen will, man nur in die Caravanserai zu gehen hat, wo die Caravanen aus diesen Orten herbergen; oder wenn jemand gewisse Waaren kaufen will, als indianische Stoffe, Tuch, Lasursteine, oder sonst etwas, so darf er nur in die Caravanserai gehen, wo diese Waaren verkauft werden.

Diese Gebäude benennt man mit verschiedenen Namen. In der Türkey nennt man sie gewöhnlich Han, oder Can, in der Tartarey und in Indien Serai; in Persien Caravanserai. Caravane heist eine Ge-

sellschaft von Reisenden; in Persien nennt man es Cafile, d. i. eigentlich eine Gesellschaft von Wiederkommenden, mit welchem Namen man die Reisenden, gleichsam als zu einer guten Vorbedeutung, benennt. Serai ist ein altes persisches Wort, und bedeutet so viel, als ein Pallast, davon das Wort Serail, worunter man besonders die Palläste der Grossen, ingleichen auch die Wohnungen der Frauenzimmer versteht, hergeleitet wird. So heist also Caravanserai, eine Wohnung der Caravanen. Die Perser sagen, daß sie deswegen die Palläste und Herbergen mit einerley Namen benennten, um dadurch den Menschen zu Gemüthe zu führen, daß sie auf Erden nichts anders, als Reisende und Pilgrime wären. Sie haben darüber eine Erzählung, die unter ihnen sehr gemein ist. „Ein türkischer Derwisch reiste einstens in der Tartarey herum, und kam in die Stadt Belk. Hier sahe er den königlichen Pallast für eine Caravanserai an, und gieng hinein. Er sahe sich auf allen Seiten um, und setzte sich endlich unter eine Gallerie. Er legte hier seinen Sack ab, breitete seine Matte aus, und setzte sich darauf. Da ihn die Wache in dieser Stellung sahe, hies sie ihn aufstehen, und fragte ihn, was er denn da machen wollte? Ich will die

Nacht

Nacht über in dieser Caravanserai schlafen, war seine Antwort. Die Wache rufte ihm aufs neue zu: es sey hier ein königlicher Pallast, und kein Caravanserai, er sollte sich seiner Weg backen. Der König, welcher eben da vorbey gieng, hörte das Gespräch des Derwischen, und lachte über seine Einfalt. Er lies ihn für sich kommen, und fragte ihn, ob er denn so wenig Vernunft hätte, daß er ein Caravanserai nicht von einem Pallast unterscheiden könnte? Erlauben mir Euer Majestät auch eine Frage zu thun, sagte der Derwisch. Wer hat in diesem Hause zuerst gewohnt, nachdem es gebauet war? Meine Vorfahren, antwortete der König. — Wer hat denn hernach darinnen gewohnt? — mein Vater. — Und wer war hernach der Eigenthümer? — ich. — Wer wird denn nach Euer Majestät Tod der Herr davon seyn? — mein Sohn. — O König! rufte der Derwisch, ein Haus, dessen Bewohner so oft ändern, ist eine Herberge, und kein Pallast."

Ich setzte nunmehr meinen Weg weiter fort, und kam über Melck-kent und Schinkar nach Dilyjan. Diese Stadt liegt an einem Fluß Acalstapha, unten an einem hohen und fürchterlichen Berge, der einen Theil des Ge-

bürges Taurus ausmacht. Ob es gleich schon in dem Anfang des Monaths März war, so fiel uns doch der Schnee und die Kälte sehr beschwerlich. Das Land ist hier sehr fruchtbar, und man sollte nicht glauben, daß man in dieser Gegend so viele Dörfer anträfe, als man wirklich antrift. Einige liegen so hoch, daß man sie kaum sehen kann. Sie sind meistens von Georgischen und Armenischen Christen bewohnt; aber sie wohnen nicht unter einander: denn sie haben eine solche Feindschaft gegen einander, daß sie nicht an einem Ort beysammen leben können. An allen diesen Orten trift man weder Caravanserai, noch andere öffentliche Gebäude an, sondern man muß bey den Bauern seine Herberge nehmen. Die meisten Häusser in diesen Dörfern sind nichts anders, als Hölen. Sie sind in die Erde gegraben, und das Dach ist mit dem Felde von gleicher Ebene. Andere sind bis an das Dach von Holz gebaut, und oben mit Rasen bedeckt. In der Mitte lassen sie eine Oefnung, wo das Licht hineinfällt, und der Rauch heraus zieht; dieses Loch kan man auf- und zumachen. Diese Wohnungen haben den Vortheil, daß sie im Winter warm, und im Sommer kühl sind; sie sind auch vor den Räubern sicher. Im Winter sind diese Dörfer der-

dermassen mit Schnee bedeckt, daß man sie nicht eher sieht, als bis man darinnen ist, oder höchstens an dem aufsteigenden Rauch merkt. Dieses ganze Land steht unter einem besondern Fürsten, der von dem Königreich Persien abhängt. Dieses Gebürg scheidet Georgien und Armenien von einander. Wenn man hinüber ist, so findet man ein ganz anderes Land. Auf jener Seite siehet man nichts, als hohe Berge, und sehr wenige Ebenen dazwischen, das Land ist voller Wälder, und dennoch stark bevölkert; auf dieser Seite findet man grosse Ebenen, mit kleinen Hügeln untermischt, ohne einige Bäume, als diejenige, die um die Dörfer herumgepflanzt sind. Ich werde mich bey der Beschreibung von Armenien an keinen Schriftsteller, weder alten noch neuen, halten; denn sie widersprechen einander alle mit einander. In der Regierungsform der Perser finde ich einen Grund, woraus diese Verschiedenheiten herkommen, und auch, woraus sie wieder mit einander vereinigt werden können. Sie erweitern oder schränken die Gränzen der verschiedenen Gouvernements mehr oder weniger ein, nachdem der Statthalter dem König mehr oder weniger angenehm ist; daher sind die Gränzen einer Provinz unter verschiedenen Statthaltern nicht einerley. Ich werde die Beschrei-

schreibung der Länder so geben, wie ihre Lage damals beschaffen war, als ich durchreiste, und ich will mich höchstens an persische Erdbeschreiber halten.

Einige persische Erdbeschreiber theilen Armenien in drey Theile: den ersten nennen sie Armenien an sich betrachtet, den zweyten Turcomanien, und den dritten Georgien. Allein die meisten theilen es nur in zwey Theile, Ober- und Nieder-Armenien. Nieder-Armenien, welches sie auch Klein-Armenien, auch das westliche Armenien nennen, stehet unter türkischer Oberherrschaft; Ober-Armenien, welches auch Gros-Armenien, ingleichen das östliche Armenien genennt wird, ist eine persische Provinz. Zu den Gränzen von Klein-Armenien macht man auf der Morgenseite Gros-Armenien, auf der Mittagsseite Syrien, gegen Abend das schwarze Meer, und gegen Norden Cappadocien. Gros-Armenien setzt man zwischen Mesopotanien, Georgien, Medien und Klein-Armenien. Diese Lage stimmt zum Theil mit den Beschreibungen der Alten überein, welche Klein-Armenien zwischen Cappadocien und den Euphrat, Gros-Armenien aber zwischen den Euphrat und den Tigris setzen; aber von denen ist sie unerschieden, welche Syrien, die

Ufer

Ufer des mittelländischen und Caspischen Meeres zu Armenien rechnen, und Edessa zur Hauptstadt davon machen. Eben so wenig sind die Schriftsteller in Ansehung des Namens dieses Landes einig: einige leiten den Namen Armenien von dem Armenus, einem Rhodier, oder Thessalier, her; andere mit mehrerem Recht, von dem hebräischen Wort Aram, welches entweder den Enkel des Noa bedeutet, der dieses Land zu seinem Antheil bekommen, und ihm seinen Namen beygelegt haben soll; oder so viel als hoch heist, weil das Land sehr hoch liegt, und seine Gebürge die höchsten im ganzen Orient sind. Hayton, welcher König von Armenien war, leitet diesen Namen von Aram-Noa her. So ungewiß diese Etymologien sind, so will ich ihnen doch noch lieber Beyfall geben, als seinem Vorgeben, daß Salmanazar den gröSten Theil der gefangenen Juden nach der Eroberung von Palästina hieher gesetzt habe. Die heilige Schrifft nennt diese Provinz, wenn sie davon redet, Ararat. Es ist dieses eines der schönsten und fruchtbarsten Reiche in Asien. Sieben grosse Flüsse durchströmen es; und ich glaube aus dieser Ursache setzen die meisten Ausleger der heiligen Schrifft das Paradies hieher. Dem sey wie ihm wolle, so ist Armenien wegen anderer grossen

Bege-

Begebenheiten berühmt. In keinem Reiche sind so blutige Schlachten vorgefallen, als hier. Es hat verschiedenemalen seine eigene Könige gehabt, aber sie haben sich nicht erhalten können. Alle grosse Eroberer in Asien haben dieses Land unter ihre Bothmäsigkeit gebracht. Es war der Schauplaz der Kriege zwischen den Türken und Persern. Die Türken wollten es ganz haben, begnügten sich aber endlich nur mit einem Theil davon.

Zu der Jahreszeit, als ich durch dieses Land reiste, das ist, zu Anfang des Monaths Merz, war die Reise wegen des tiefen Schnees sehr gefährlich. Die Sonne, welche auf den Schnee scheint, verursacht in den Augen eine brennende Hitze, die das Gesicht ausserordentlich schwächt. Deswegen hängen die Einwohner ein zartes grünes oder schwarzes seidenes Tuch vor die Augen. Man kan den Weg, den man von Tiflis aus, bis nach Erivan nehmen muß, nicht genau bestimmen. Es geht über Berg und Thal und Krümmen. Doch muß man sich meistens gegen Südwesten halten. Ich schätze die Entfernung der beyden Städte auf 48. französische Meilen.

Erivan ist eine grosse, aber häßliche Stadt, welche gar keine schöne Häusser hat. Sie liegt

in

Landesbibliothek Oldenburg

in einer Ebene, die auf allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist. Es fliessen zwey Flüsse davor vorbey, der Zengui, Nordwest, und der Queurt-Bulak, Südwest. Der letztere Name bedeutet so viel, als vier Quellen, und er soll den Namen daher bekommen haben, weil er gerade aus so viel Quellen entspringt. Ich werde von der Lage der Stadt nicht viel sagen, aus der beygefügten Zeichnung kan man sie hinlänglich erkennen.

Die Vestung kan man für eine kleine Stadt halten. Sie ist länglicht, hat vier tausend Schritte im Umfang, und enthält ohngefähr achthundert Häusser. Diese Vestung hat drey Mauern, die aus gebrannten oder Ziegelsteinen gemacht sind; sie sind nach der Manier der Alten auf den Seiten mit Thürmen und kleinen Brustwehren versehen; aber unregelmäsig, wie es denn überhaupt unmöglich wäre, hier eine regelmäsige Vestung anzulegen: denn die Vestung erstreckt sich gegen Nordwest an das Ende einer fürchterlichen und sehr offenen Anhöhe, die mehr als 300. Claftern in einer geraden Tiefe, wo unten ein Fluß fliesset, hinunter geht. Dieser durch die Lage unüberwindliche Platz hat keine andere Vestungswerke als Terassen, die mit Canonen besetzt sind. Die Besatzung

satzung besteht aus zwey tausend Mann. Die Vestung hat so viele Thoren, als Mauern, nemlich drey, die alle stark mit Eisen beschlagen, und mit starken Querbalken auch Fallgattern versehen sind. Der Pallast des Statthalters von der ganzen Provinz ist in der Vestung, am Rand der obbenannten Tiefe. Er ist schön, gros, und im Sommer sehr angenehm. Die Armenier haben auch in der Vestung Läden und Arbeitshäusser, worinnen sie den Tag über ihre Geschäfte treiben, solche des Nachts zuschliessen, und in die Stadt in ihre Häusser gehen. Ohngefähr tausend Schritte von der Vestung gegen Norden ist eine Anhöhe, von der man sie bestreichen kan. Man hat sie mit einer doppelten Mauer und Canonen befestigt. Hieher kan man zwey hundert Mann legen. Dieses kleine Fort wird Quentschy-Cala genennt.

Die Stadt ist von der Vestung einen Canonenschuß weit entfert. Der Platz dazwischen ist mit Häussern und Marktplätzen angefällt, aber die Bauart ist so schwach, daß man in einem Tage alles wegschaffen kan. In der Stadt sind viele Kirchen. Die Hauptkirchen sind die Bischöffliche, mit Namen Irku-Perize, d. i. zwey Gesichter, und Catovike.

vike. Diese beyden Kirchen stammen noch von den letzten Königen in Armenien her; die andern sind neuer. Sie sind klein, stehen tief in der Erde, so daß man sie nicht übel mit den Catacomben vergleichen kann.

Nahe bey der bischöfflichen Residenz ist ein alter Thurm, der aus gehauenen Steinen gebauet ist. Ich weis nicht, von wem, zu welcher Zeit, und zu was für einem Gebrauch er erbauet worden ist. Auswärts sind Inschriften daran, deren Schriftzüge zwar mit dem Armenischen einige Aenlichkeit haben, die aber die Armenier selbst nicht lesen können. So viel ist gewis, daß der Thurm sehr alt, und von einer besondern Bauart ist. Inwendig ist er ganz leer; auswärts sieht man noch einige Ruinen, woraus man schliessen sollte, daß er zu einem Kloster möchte gehört haben. Weiter vorwärts ist ein grosser Marktplatz, und nicht weit davon eine alte türkische Moskee, die aus Ziegelsteinen gebaut, aber jetzo ganz verfallen ist. Man nennt sie von dem Namen ihrer Erbauer, die Moskee zweyer Sultane. Dreyhundert Schritte davon ist der grosse Meydan. In Asien werden alle grosse Plätze also genennt. Der Meydan von Erivan ist viereckigt, hat 400. Schritte

im Durchschnitt, und ist rings herum mit Bäumen besetzt. Hier werden die Carußel, das Ringen, das Wettrennen, und alle starke Leibesübungen zu Pferd und zu Fus gehalten.

In der Stadt und in der Vestung sind viele Bäder und Caravanserai. Das schönste unter allen ist 500. Schritte vom Schloß. Der Haupteingang hat achtzig Schritte in die Tiefe, und stellt eine schöne Gallerie vor, die auf beyden Seiten mit Kramläden, worinnen allerhand Arten von Stofften verkauft werden, besetzt ist. Das Hauptgebäude ist viereckigt. Es sind darinnen drey grosse und sechzig kleine Wohnungen, nebst vielen Ställen und grossen Gewölbern. Vor dem Haus ist ein grosser Marktplatz mit vielen Läden, worinnen man allerhand Mundvorrath verkauft, auf der Seite ist eine schöne Moskee, und zwey Caffeehäusser.

Die nördliche Breite von Eriwan ist 41. Grad 15. Minuten, und die Länge 78. Grad und 20. Minuten. Die Luft daselbst ist gut, aber ein wenig dick und kalt. Der Winter dauert hier lang; es schneyet manchmal noch im Aprill. Deswegen müssen die Leute bey Anfang des Winters die Weinstöcke eingraben,

und

und erst im Frühling wieder ausgraben. Das Land ist fruchtbar und angenehm. Die Erdfrüchte gerathen in Ueberfluß, besonders ist der Wein sehr gut und wohlfeil. Die Armenier behaupten aus einer mündlichen Sage, daß Noah nahe bey Erivan Wein gepflanzt habe, sie zeigen sogar den Ort, wo es geschehen sey, nemlich eine kleine Meile von der Stadt. Die zwey Flüsse, die vor der Stadt vorbey fliessen, und der See, davon wir noch reden wollen, liefern viele und gute Fische, besonders sind die Forellen und Karpen sehr gut. Sie sind im ganzen Orient berühmt. Ich habe ihrer gesehen, welche drey Schuh lang waren. Man ißt auch zu Erivan viele Rebhühner.

Der See von Erivan liegt drey kleine Tagreisen gegen Nordwesten. Die Perser nennen ihn Deriachirin, das ist, den See der süssen Wasser, und die Armenier Kiagarcuni-su, welches eben so viel bedeutet. Man hat dem See diesen Namen gegeben, weil sein Wasser süsse ist. Er hat 25. Meilen im Umfang, und ist sehr tief. Man fängt in demselben neun Arten von Fischen: die besten Forellen und Karpen, die man zu Erivan ißt, kommen aus dieser See. In der Mitte

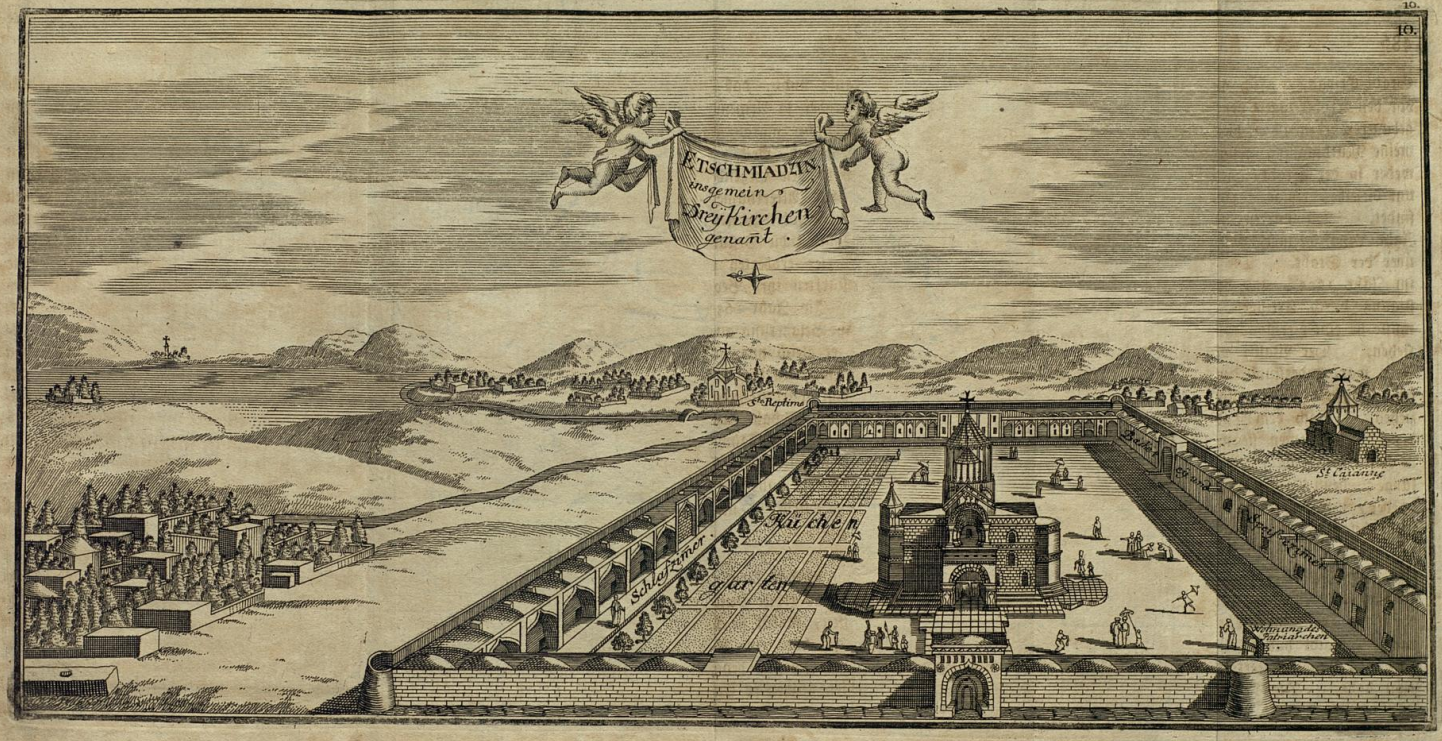
des Sees ist eine kleine Insel, worauf ein Kloster ist, welches vor ohngefähr 600. Jahren erbauet worden ist; der Prior davon ist zugleich Erzbischoff und Patriarch, und will den grossen Patriarchen der Armenier nicht erkennen. In den gewöhnlichen Landcharten ist dieser See nicht bemerkt, und es ist zu verwundern, daß kein Persischer Reisebeschreiber einige Meldung davon thut. Hieraus kan man sehen, wie wenig sich die Leute bemühen, die Seltenheiten der Länder, wodurch sie reisen, zu bemerken. Der Fluß Zengui, von dem wir schon geredet haben, entspringt aus diesem See. Er durchströmt einen Theil von Armenien, und vereinigt sich mit dem Arares nahe bey dem Caspischen Meere, worein sich beyde Flüsse ergiessen. Es sind in diesem Theil von Armenien, und in dem nahe gelegenen Medien noch mehrere Flüsse und Seen, wovon in den Landcharten nichts angemerkt ist; aber sie sind weder so gros, noch so fischreich, als diese, ja in einigen trift man gar keine Fische an.

Den Erzählungen der Armenier zu Folge, ist die Gegend um Erivan unter allen Gegenden in der Welt, zuerst bevölkert gewesen; denn sie sagen, daß Noah und seine Familie, so-

sowohl vor als nach der Sündfluth hier gewohnt habe, und daß auch das Paradies hier gestanden habe. Alles dieses wird ohne hinreichenden Grund behauptet. Einige Schriftsteller sagen, daß Erivan die nemliche Stadt sey, welche Ptolomäus Terva nennt und zur Hauptstadt von Armenien macht. Andere sagen, daß sie ehemals Artarate geheissen habe; die Türken nennen sie Eritze. Die Armenische Geschichte sagt, daß sie ehemals Vagar-Capat geheissen, und daß die Könige Hof daselbst gehalten haben; daß sie von einem der ersten Fürsten des Landes, welcher Vagar geheissen habe, gebauet worden sey, und daß also Vagar-Capat nichts anders sagen wolle, als die Stadt des Vagar. Allein, alle diese Herleitungen werden dadurch verdächtig gemacht, weil selbst die Armenische Geschichte den Namen Erivan von einem solchen Wort abstammen läst, welches so viel als sehen bedeutet; sie sagen, daß ihr dieser Name deswegen gegeben worden sey, weil Noah, als er vom Berge Ararat herabgekommen, diese Gegend zuerst entdeckt und gesehen habe. Indessen weis man doch auch, daß die Armenische Sprache eine neue Sprache, und nicht über 700. Jahre bekannt ist. In der Persischen Geschichte findet man auch nichts von dem Ursprung der

Stadt Erivan. Ich glaube nicht, daß sie vor den Eroberungen der Araber in Armenien gebauet worden ist; die Gründe, worauf ich meine Muthmasung gründe, sind, weil man weder in der Stadt, noch in den Gegenden um dieselbe, einige Spur von Alterthümern findet. Die Türken machten sich davon im Jahr 1582. Meister, und baueten die Vestung über der Stadt. Die Perser eroberten sie im Jahr 1604., und verstärkten ihre Bevestigung durch Artillerie. Im Jahr 1655. muste sie eine viermonathliche Belagerung ausstehen. Der Wall, ob er gleich nur von Erde war, widerstund den Batterien der Türken, daß sie endlich genöthigt wurden, abzuziehen. Nach dem Tode des Schah-Abas des zweyten kamen sie wieder, und nahmen auch die Stadt weg, aber sie behielten sie nicht lange; denn Sefy eroberte sie im Jahr 1635. wieder, und seit dieser Zeit wurde sie nicht mehr belagert.

Zwey Meilen von Erivan ist das berühmte Kloster der drey Kirchen, das gröste Heiligthum der armenischen Christen, wofür sie die gröste Andacht haben. Ich habe eine Abzeichnung davon verfertigt, die ich hier beygefügt habe. Die Armenier nennen es Ecsmia-



Landesbibliothek Oldenburg

10.
CHMIADZIN
emein
Kirchen
enant
Ste Reptime
St Caianne
Küche
Speisezimmer
ar ten
Wohnung des Patriarchen

miazim, oder Jtsch-miazim, d. i. die Herabkunft des Eingebohrnen, oder, der eingebohrne Sohn ist herabgekommen. Sie sagen, dieser Name sey diesem Ort beygelegt worden, weil JEsus Christus daselbst dem heiligen Gregorius, der der erste Patriarche dieses Klosters war, ganz deutlich erschienen sey. Die Mahomedaner nennen diesen Ort Utschglissie, von utchsch, d. i. drey, und dem verstümmelten Wort ecclesia, drey Kirchen, weil ausser der Klosterkirche, noch zwey andere Kirchen in der Nähe sind. Die erste, oder Hauptkirche, welche eigentlich Etsch-miazim genennt wird, ist ein sehr dauerhaftes, aber dunkeles Gebäude, aus grossen gehauenen Steinen gebaut. Die Säulen, welche zwey und siebenzig Schuh hoch sind, sind nichts anders als plumpe Steinklumpen; so wie auch das Gewölb sehr unförmlich ist. Das Inwendige des Gebäudes hat weder an Mahlereyen, noch an Bildhauerarbeit einige Zierlichkeit. Die Capellen liegen auf der Ostseite. Im Grund der Kirche sind ihrer drey. Die mittelste ist die gröste, und hat einen Altar von Stein, der nach Art der morgenländischen Christen noch so ziemlich ausgeschmückt ist. Die Seiten-Capellen sind ohne Altar, sondern die eine dient zur Sacristey, und die andere zur Schatz-

kammer. Die Ursache, warum in diesen Capellen keine Altäre sind, ist diese, weil nach dem Religionsbegriff der Armenier sowohl, als der übrigen morgenländischen Christen, man in einer jeden Kirche das heilige Abendmahl täglich nur einmal hält, wenn sich Gläubige daselbst befinden, die es geniessen wollen; daher ist es auch nicht nöthig, in einer Kirche mehr als einen Altar zu haben.

Die Mönche dieses Orts zeigen in der Sacristey verschiedenes schöne und reiche Kirchengeräthe, als goldene Creuze und Kelche, silberne Lampen und Leuchter, von einer ausserordentlichen Grösse. Die meisten von diesen Kostbarkeiten haben sie der Freygebigkeit der Päbste zu danken, die sie ihnen schenkten, um sie dadurch zu bewegen, sich mit der römischen Kirche zu vereinigen; sie sind auf der einen Seite Beweisse von der römischen Leichtglaubigkeit, und auf der andern von der Verstellung der Armenier. In ihrem Schatz sind viele silberne und vergoldete Kästchen. Die vornehmsten Reliquien an diesem Orte sind, der Erzählung der Mönche zu Folge, der Oberleib der heiligen Repsima, ein Arm und ein Schenkel der heiligen Cajana, ein Arm des heiligen Gregorius, mit dem Zunahmen

der

der Erleuchter, weil er Armenien bekehrt hatte; eine Ribbe des heiligen Jacobus, Bischoffs von Jerusalem, ein Finger des Apostels Petri, und zwey Finger Johannis des Täufers. Die Mönche in diesem Kloster behaupten, daß der Leichnam dieses Heiligen sich in einem Kloster ihres Ordens bey Erzerum befinde, welchen der Bischoff von Cäsarea, Leontius, ihrem ersten Patriarchen daselbst gegeben habe; nachdem er 350. Jahre zu Etschmiazim gewesen wäre, so wäre er an den Ort gebracht worden, wo er sich gegenwärtig befände. Die Mönche zu Etsch-miazim sind zwar die Lehrer der Armenier, aber sehr unwissend. Von den übrigen Reliquien, die sie in ihrem Schatz haben, will ich nichts sagen, weil die Heiligen, von denen sie seyn sollen, sehr unbekannt sind; nur das einzige will ich noch anführen, daß sie versichern, daß sie lange Zeit zwey Nägel, womit die Hände Christi an das Creuz wären genagelt gewesen, gehabt hätten, und wovon der eine gegenwärtig in Diarbekr, der andere in Georgien aufbehalten werde; ferner daß Abas der Grosse aus ihrem Schatz die Lanze, womit die Seite Christi geöfnet worden wäre, und seinen ungenäheten Rock, genommen, und in den Schatz nach Ispahan gebracht habe.

Mitten in der Kirche ist ein grosser gehauener viereckigter Stein, drey Schuh im Durchschnitt, und fünf Schuh dick. Die Armenier behaupten, als einen Glaubensartickel, daß dieses der Ort sey, wo an einem Sonntage Abends unser Heiland JEsus Christus ihrem Apostel, dem heiligen Gregorius, beym Gebet erschienen sey, und mit ihm geredet habe. Sie versichern ferner, daß er um diesen Heiligen herum, mit einem Lichtstrahl, den Riß der Kirche Echts-miazim gezeichnet, und ihm zugleich den Befehl gegeben habe, die Kirche nach dieser Vorschrift zu bauen; zu gleicher Zeit habe sich die Erde an dem Ort, wo der Stein ist, aufgethan, und unser Heiland habe durch diese Oefnung alle Teufel, welche bisher in den Tempeln der Armenier Orakel gegeben hätten, in den Abgrund gestürzt, und diese Oefnung mit einem Marmorstein bedeckt; Abas der Grosse habe diesen Marmor hinweg genommen, und in den königlichen Schatz von Persien gebracht, an dessen statt aber den gegenwärtigen Stein, auf den nemlichen Platz legen lassen. Ich habe mich zu Ispahan sorgfältig nach diesem Vorfall erkundigt, ich habe sogar die Vorsteher des königlichen Schatzes darüber befragt; aber es wollte kein Mensch etwas davon wissen.

sen. Die Armenier haben noch eine andere Sage über diese Kirche, die ich, ob sie mir gleich fabelhaft vorkommt, dennoch erzählen will. Sie sagen, daß der Mittelpunkt dieser Kirche gerade der Ort sey, wo Noah nach seiner Befreyung, nach 1 B. Mos. 8. GOtt einen Altar gebauet, und Opfer darauf gebracht habe.

Der grosse Glockenthurm an dieser Kirche ist erst neuerlich gebauet worden. Er hat sechs Glocken, wovon die gröste zwey tausend Pfund wiegt. Eine von den kleinen Glocken ist vor einiger Zeit herabgefallen, und noch nicht wieder aufgehängt worden. Die Mönche sagen, daß es aus Mangel des Geldes geschehe. So viel ist gewiß, daß sie sehr arm sind. Das erste Kloster dieser Kirche war von dem Nierses, dem Patriarchen von Armenien, gebaut. Die Tartarn zerstörten solches, und wenn man ihren Nachrichten glauben darf, so ist es fünfmal bis auf den Grund zerstöret worden. Die Wohnung des Patriarchen liegt gegen Morgen. In diesem Kloster sind Wohnungen für alle Fremde, die darinnen herbergen wollen, und für achtzig Mönche. Es sind ihrer aber gewöhnlich nicht mehr, als zwölfe bis funfzehen. Die

Patri-

Patriarchen von Armenien müssen hier wohnen; allein, die Wahrheit zu sagen, Geld- und Ehrgeitz läst ihnen wenig Ruhe, sondern macht ihnen so viel zu schaffen, daß sie beständig in Persien und in der Türkey herumreisen. Unter dem Patriarchen von Armenien stehen ohngefähr zwanzig Bischöffe.

Die beyden andern Kirchen, welche noch bey der Hauptkirche liegen, sind die Kirchen der heiligen Cajana, und der heiligen Repsima. Es sind dieses die Namen zweyer römischen Jungfrauen, die zur Zeit der neunten Christenverfolgung nach Armenien geflohen sind, und an eben den Orten, wo die beyden Kirchen erbauet sind, den Märtyrertod gelitten haben. Die Kirche der heiligen Cajana liegt auf der rechten Seite des Klosters 700. Schritte davon, und diejenige der heiligen Repsima auf der linken, zwey tausend Schritte davon. Diese zwo Kirchen sind über die Hälfte verfallen, und es wird schon lange kein Gottesdienst mehr darinnen gehalten.

In dem Gebiete von Erivan, welches sich auf allen Seiten über zwanzig Meilen erstreckt, sind drey und zwanzig Manns- und fünf Frauenklöster. Sie sind alle miteinander arm

arm und übel gehalten; in den meisten sind nicht über fünf bis sechs Personen, welche sich beständig mit der Sorge der Nahrung beschäftigen müssen, und den Gottesdienst nur an den geheiligten Tagen abwarten. Eines der ansehnlichsten ist das Kloster Couervirab, welcher Armenische Name so viel bedeutet, als die Kirche über den Brunnen, und dieser Name ist ihr, wie man vorgiebt, deswegen beygelegt worden, weil sie über einen Brunnen gebauet ist, worein, der armenischen Geschichte zu Folge, der heilige Gregorius geworfen, und als ein anderer Daniel in der Löwengrube, auch darinnen erhalten worden war. Dieses Kloster liegt an den Gränzen des Gebietes von Erivan, Echts-miazim gegen Mittag. Die Einwohner sagen, daß man daselbst noch die Ruinen von der Stadt Artarate sähe. Die Perser nennen diese Stadt Ardachat, weil sie den Namen Artaxerxes, Ardecher aussprechen. Sie geben vor, unter den Ruinen sähe man auch noch die Ruinen des Pallastes des Tiridates, der vor mehr als 1400. Jahren wäre erbauet worden. Noch mehr. Die eine Vorderseite des Pallastes sey nur zur Hälfte verfallen, und es wären noch vier Reihen schwarzer marmorner Säulen, jede von neun Säulen, übrig; zwischen diesen

Säulen

Säulen fände man einen grossen Haufen Marmorarbeit, worunter so dicke Säulen seyn sollen, daß kaum drey Männer im Stande wären, eine zu umfassen. Diesen Haufen von Ruinen nennen sie Tactterdat, d. i. den Thron des Tiridates. Von den übrigen Klöstern und ihren Merkwürdigkeiten, wie auch von den Reliquien der Armenier, worunter besonders die heilige Veronica, und der Leichnam des Apostels Thomas und Simon genennt werden, will ich nichts sagen, weil es meistens lächerliche Unwahrheiten sind.

Was den Religionsbegriff der Armenier anbelangt; so waren die ersten, die sie in der Religion unterrichtet haben, Griechen von der Eutychianischen Parthey. Den Ausgang des heiligen Geistes erklären sie wie die Griechen, nemlich, daß der heilige Geist nicht vom Vater und Sohn, sondern vom Vater durch den Sohn ausgehe. In Ansehung der Menschwerdung Christi sind sie Eutychianer, welche behaupten, Christus habe nur eine Natur. Sie blieben beständig bey der Meinung der Monophysiten, die man im Orient Jacobiten nennt. Uebrigens sind sie sehr orthodoxe Christen; sie halten den Gottesdienst, wie man ihn im vierdten Jahrhundert gehalten

hat,

hat, ohne etwas darinnen zu ändern; sie lesen das Wort GOttes und singen die Psalmen in ihrer eigenen Sprache, ohne die Bilder zu verehren. Wenn das Sacrament (nach ihrer Sprache, das Geheimnis) des heiligen Abendmahls unter ihnen gehalten wird, so ist die ganze Gemeinde versammelt; die Priester und das Volk bis auf die Kinder geniessen einerley ordentliches Brod, und trinken reinen Wein aus einem Kelch.

Bey dieser Gelegenheit wollen wir ein Glaubensbekänntnis der Armenier beyfügen, welches für zuverlässig ausgegeben wird: „Wir bekennen und glauben von ganzem Herzen, an GOTT den Vater, der nicht gemacht und gebohren ist, auch keinen Anfang genommen hat; der den Sohn gezeuget, und von welchem der heilige Geist ausgehet. Wir glauben auch an GOtt, das Wort, welches nicht gemacht, sondern von Ewigkeit her von dem Vater gebohren und entsprungen, auch nicht später und geringer ist; sintemal so wie der Vater, Vater ist, so ist auch der Sohn, Sohn. Wir glauben an den heiligen Geist, der nicht gemacht, sondern ewig, nicht gezeuget ist, sondern von dem Vater ausgeht, gleiches Wesens mit ihm, und gleicher Herrlichkeit mit dem

Sohne.

Sohne. Wir glauben die heilige Dreyeinigkeit, eine Natur, eine Gottheit. Es sind nicht drey Götter, sondern ein GOtt, ein Wille, ein Reich, eine Herrschaft, der Schöpfer der sichbaren und unsichbaren Dinge. Wir glauben eine heilige Kirche, die Vergebung der Sünden, die Gemeinschaft der Heiligen. Wir glauben, daß eine von den drey Personen, GOtt das Wort, welches von dem Vater von Ewigkeit gebohren ist, in der Zeit in die Gottesgebährerin, die Jungfrau Maria herabgefahren sey, ihr Blut an sich genommen, und mit seiner Gottheit vereinigt habe; daß er neun Monathe in dem Leibe der unbefleckten Jungfrau aufbehalten, und also GOTT ein vollkommener Mensch am Geiste, Gemüth und Leibe geworden sey; eine Person, ein Anblick, und zwar in einer Natur vereinigt. GOtt ist Mensch geworden, ohne Verwandelung, ohne Veränderung. Ohne Saamen ist seine Empfängnis, und ohne Verderben seine Geburt gewesen. So wie seine Gottheit ohne Anfang ist, so ist seine Menschheit ohne Ende. Denn JEsus Christus ist gestern und heute, und derselbige auch in Ewigkeit. Wir glauben, daß der HErr JEsus Christus, nachdem er dreyßig Jahre auf Erden gewandelt, sich taufen lassen, der Vater bezeugt habe, „das ist mein lieber Sohn,"

Sohn," und sich der heilige Geist in Gestalt einer Taube auf ihn herabgelassen; daß er von dem Satan versucht worden, aber ihn überwunden habe; die Seligkeit den Menschen geprediget, die Leibesschwachheiten empfunden, müde geworden, gehungert und gedürstet habe; hernach freywillig zum Leiden gekommen sey, gekreuziget worden, und dem Leibe nach gestorben, aber der Gottheit nach lebendig geblieben; sein Leib vereinigt mit der Gottheit im Grabe gelegen habe; daß er im Geiste bey ungetheilter Gottheit zur Hölle gefahren, den Geistern geprediget, die Hölle zerstöret, und jene Geister errettet habe; daß er nach dreyen Tagen von den Todten auferstanden, und seinen Jüngern erschienen sey. Wir glauben, daß unser Heiland JEsus Christus mit eben demselbigen Leibe gen Himmel erhaben worden, und zur Rechten des Vaters sitze; auch in eben demselben Leibe und Herrlichkeit des Vaters wiederkommen werde, zu richten die Lebendigen und die Todten, welcher auch die Auferstehung aller Menschen ist. Wir glauben endlich eine Vergeltung der Werke, nemlich den Gerechten das ewige Leben, aber den Sündern die ewige Quaal."

Die Armenische Geistlichkeit bestehet aus einem Patriarchen, Bischöffen, Priestern und

Mönchen, welche letztere sich nach der Regel des heiligen Basilius richten, von den übrigen Orden wissen sie nichts. Der Patriarch, den sie Calife nennen, d. i. Nachfolger, und die Bischöffe, die sie Vertabiet, das ist, Lehrer, nennen, werden gemeiniglich aus den Mönchen, die sie Oppiga nennen, genommen. Ich sage mit Fleis gemeiniglich: denn manchmal geschieht es, daß ein Weltgeistlicher Bischoff wird, nachdem ihn sein Ehrgeitz dazu antreibt, und seine Mittel dazu behülflich sind. Denn das muß man ein vor allemal wissen, daß man diese Würde nicht anders als durch das Geld bekommt. Der Patriarch erkauft sein Amt von den Mahomedanern, und hernach verkauft er die Priesterstellen an den Meistbietenden. Die Bischöffe aus dem Mönchsstand erkennt man an dem Hirtenstab, und daß sie sitzend beten. Sie werden für gelehrter als die übrigen Geistlichen gehalten, und in Religionsstreitigkeiten beruhigt man sich hauptsächlich mit ihren Entscheidungen. Die Mönche dürfen schlechterdings keine andere geistliche Verrichtung treiben, als Messe lesen. Zum Noviciat ist ihnen keine gewisse Zeit festgesetzt; sie sind manchmal acht Jahre lang im Kloster, ehe sie die Ordenskleidung anlegen. An dem Tage, wenn man ihnen diese giebt, wird ihnen

Armenische Moenche

Landesbibliothek Oldenburg

wenn sich ein Priester verheyrathet hat / hat

dem Tage, wenn man ihnen diese giebt, soll

ihnen

Landesbibliothek Oldenburg

Armenische Priester

Diaconus.

Sub=Diaconus.

Landesbibliothek Oldenburg

wenn sich ein Priester verheyrathet hat / darf

ihnen

Landesbibliothek Oldenburg

ihnen ein Creuz auf den Kopf gemacht, indem man ihnen die Haare übers Creuz abschneidet; darauf sondert man sie vierzig Tage lang von andern Menschen ab, während der Zeit sie dem Fasten und Beten obliegen müssen; und damit sie dieses desto besser beobachten können, dürfen sie mit keinem Menschen reden, das Sonnenlicht nicht sehen, und des Tages nicht mehr als einmal essen; nach diesen vierzig Tagen, müssen sie sich zwey Jahre lang des Fleischessens enthalten; hernach leben sie wie die andern Ordensgeistliche auch.

Wenn ihnen die Haare, die man ihnen auf dem Kopf über das Creuz abgeschnitten hat, wieder wachsen, so schneidet man sie ihnen nicht aufs neue ab, sondern man macht ihnen eine Crone, die zum Andenken der Dornencrone Christi dienen soll. Weil nun alle Armenier glauben, diese Crone wäre das stärkste äussere Kennzeichen eines Christen, das sie an sich haben könnten, so tragen alle Armenier, sowohl Geistliche als Weltliche, eine solche Crone auf dem Kopf. Die Weltgeistliche sind alle vom Priesterorden. Man nennt sie Derder. Sie dürfen sich verheyrathen, wie die Laien; aber die sieben ersten Tage, wenn sich ein Priester verheyrathet hat, darf

er keine Messe lesen, und sieben Tage hernach, wenn er sie gelesen hat, darf er seine Frau nicht sehen. Hernach aber kan er beständig mit ihr leben. Alle Geistliche nennen sie mit einem allgemeinen Namen, Barontber, d. i. Lehrer, und dies hat eine Aenlichkeit mit der Ehrenbenennung der Juden, Rabbi.

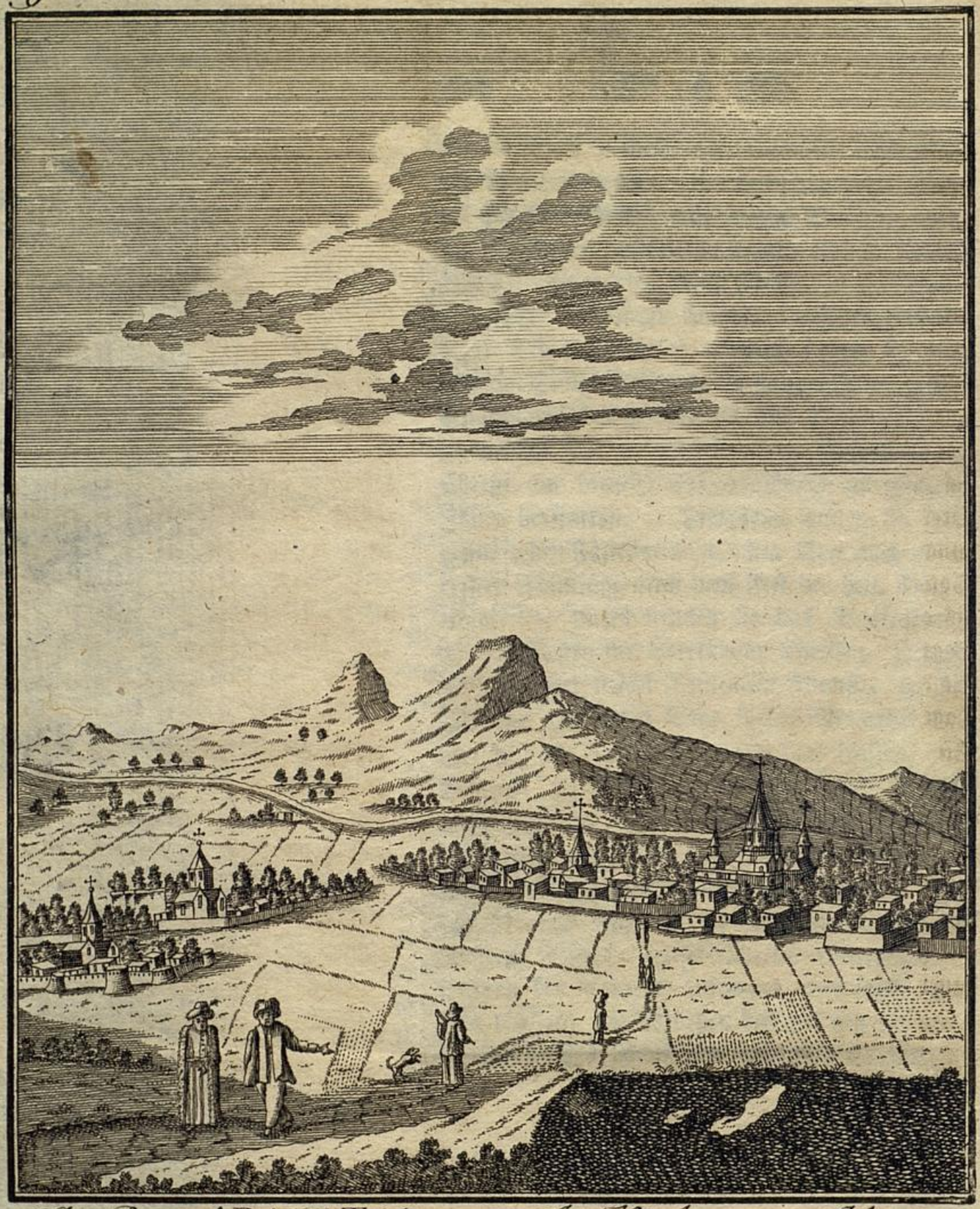
Ich habe oben schon bemerkt, daß die Armenier ihre alte Art des Gottesdienstes beybehalten haben, ohne etwas daran zu ändern. Es ist wirklich etwas wunderbares, daß, da sie seit so langer Zeit unter türkischer Bothmäsigkeit stehen, da sie so arm und unwissend sind, wie es Völker, die unter einer solchen Sclaverey seufzen, nothwendig werden müssen, daß, sage ich, demohngeachtet ihr Glaube die Probe ausgehalten hat. Sie sind standhaft dabey geblieben, ohne einen andern anzunehmen; sie haben sich sowohl gegen die Bedrückungen der Mahomedaner, als gegen die Bemühungen der römischen Kirche gehalten, welche letztere sich seit etlichen Jahrhunderten viele Mühe gegeben hat, sie zur Gemeinschaft ihrer Kirche zu bewegen. Der römische Hof hat keinen Aufwand und Mühe gespart, diese Absicht zu erreichen; aber alle Bemühungen sind vergeblich gewesen: man giebt ihnen

Schuld,

Schuld, daß sie den Pabst Leo und alle seine Nachfolger verwünschten, weil er ihrer Meinung nach die Vereinigung zwischen der morgenländischen und abendländischen Kirche aufgehoben hätte, und daß sie alle Lehrsätze der römischen Kirche, die ihrem Lehrbegriff zuwider sind, verabscheueten.

Die Wahrheit zu reden, so ist es eigentlich blos die Erziehung, welche die Armenier, und alle morgenländische Christen, so fest an ihre Religion bindet: denn, wenn man sie fragt, warum sie Christen wären, so sind sie nicht im Stande, einige Gründe anzuführen. In ihrer Kindheit lernen sie das Wort, Christus, aussprechen, das Creuz machen, und fasten; dieses thun sie ihr ganzes Leben hindurch, und bilden sich ein, daß, wenn man diese Stücke genau beobachte, so sey man ein guter Christ; man hat sie nichts anders gelehrt, als, wenn sie in ihrem Lande sind, in die Kirche, oder sonst an einen Ort zu gehn, wo sie die Ausübung ihrer Religion haben. Ihre Fasten dauern lang, sind häufig und streng; sie enthalten sich vom Fleisch, von Fischen, von Eyern, Butter, Milch und Käse; sie essen bey alle dem, des Tages nur einmal, nemlich bey Untergang der Sonne. An den Fasttagen

gen ist ihnen in ihren alten Verordnungen auch der Wein verboten; aber demohngeachtet richtet sich kein Mensch nach diesem Verbot, und die Geistlichen trinken ihn so gut, als die Weltlichen: sie würden sonst die harten Casteyungen nicht aushalten können. Ihre Fastenzeiten sind folgende. Erstlich fasten sie alle Mittwoche und Freytage im ganzen Jahre, ausgenommen von Ostern bis auf Himmelfahrt, in welcher Zeit sie sich wegen der Auferstehung Christi am meisten Ergötzlichkeiten im ganzen Jahre verstatten. Zweytens halten sie folgende zehen Fasttäge: 1) den Tag nach dem ersten Sonntage nach dem Fest der heil. Dreyeinigkeit; dieses nennen sie das Busfasten; 2) das Fasten der Verklärung Christi; 3) das Fasten unsrer lieben Frauen im August, da sie sich nur am letzten Tage dieses Monaths des Fleischessens enthalten; 4) das Fasten des Creuzes, welches im September fällt; dieses wird gehalten, wie das vorhergehende; 5) ein Busfasten nach dem 13ten Trinitatis-Sonntage; 6) ein gleiches nach dem 21sten; 7) das Advents-Fasten; 8) das Fasten an Weynachten, welches Fest sie nicht um Mitternacht, sondern des morgens anfangen, und fasten den Tag vorher, von Morgen bis auf den Abend; 9) ein grosses Busfasten vor dem Carneval, welches



Der Berg ARARAT wie er von Dreykirchen anzusehen.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

welches vierzehen Tage dauert, und 10) die grosse Fasten, welche den Monath darauf anfängt.

Ueber diese allgemeine Fasten, welche fast die Hälfte des Jahres wegnehmen, und welche zu halten jederman verbunden ist, haben sie noch drey andere Andachtszeiten, die die Kirche eigentlich nicht zu halten geboten hat, wovon jede funfzig Tage dauert. Erstlich von Ostern bis Pfingsten; zweytens von dem Fest der Dreyeinigkeit an, bis auf das Fest der Verklärung Christi; die dritte vom zwanzigsten Sonntage nach dem Fest der heil. Dreyeinigkeit bis auf Weynachten. Diejenigen, die diese Tage aus eigner Andacht halten, nehmen den Samstag und Sonntag aus, als an welchen Tagen sie sich nur vom Fleischessen enthalten. Sie haben noch ein kleines Fasten von dieser Art, von Himmelfahrtstag bis auf Pfingsten. Eine gewisse Standsperson in Europa, welcher ich eine Beschreibung von den Religionen der morgenländischen Völker machte, sagte: „ich sehe wohl, daß die morgenländischen Christen mit Fasten wohl beladen sind; die Mahomedaner mit Beten, und wir mit Feyertagen.

Zwölf Meilen von Erivan gegen Osten, siehet man den berühmten Berg, wovon jeder-

man glaubt, daß sich der Kasten Noah darauf niedergelassen habe, und niemand hat einen hinlänglichen Beweis davon. Wenn die Luft heiter ist, so scheint der Berg nicht weiter als zwo Meilen entfernt zu seyn; man schreibt dieses seiner Grösse und Höhe zu. Ich glaube aber doch, daß ich höhere Berge gesehen habe; wenn ich mich nicht irre, so ist die Gegend des Berges Caucasus, worüber ich gekommen bin, da ich vom schwarzen Meere nach Akalzike gieng, höher als dieser Berg. Die Türken nennen ihn Agridag, d. i. den hohen Berg schlechtweg. Die Armenier und Perser nennen ihn Macis. Die erstern leiten diesen Namen von Mas, oder Mesech, dem Sohne Arams, her, von welchem ihre Nation sowohl ihren Namen als Ursprung habe. Die Perser leiten ihn von dem Wort Azis her, welches in ihrer Sprache so viel, als vielgeliebt, bedeutet, und geben zur Ursache dieses Namens an, weil dieser Berg von GOtt zu einem glücklichen Hafen sey erwählt worden, auf welchem dasjenige Schiff ruhen sollte, welches das ganze menschliche Geschlecht am Bord hatte. Die eine von diesen Ableitungen sowohl als die andere ist gezwungen. In den Geschichtbüchern der Perser hat dieser Berg noch zwey Namen, nemlich Cou-Nouh, d. i. der Berg des Noah, und Sabbat-Toppus, das

das ist, die glückliche Höhe. In der heiligen Schrifft wird diesem Berg kein besonderer Name beygelegt, sondern sie sagt nur, der Kasten Noah habe sich auf dem Gebürge Ararat niedergelassen, d. i. auf dem Gebürge von Armenien. Das sind die Berge, die bey den lateinischen und griechischen Schriftstellern so berühmt sind, und die sie für Theile des Berges Taurus ausgeben, sie nennen sie die Gordische, Cordäische, Cordueneische, Cardische, Curdische und Carduchische Gebürge; jeder Schriftsteller ändert die Namen nach seiner Aussprache.

Die Armenier haben eine mündliche Ueberlieferung, daß der Kasten noch jetzo auf der Spitze des Bergs anzutreffen sey; aber sie setzen hinzu, daß niemand bis auf den Platz, wo sie stehe, hinauf kommen könne. Sie glauben dieses auf die Aussage eines Mönchs von Echtsmiazim, mit Namen Jacob, der hernach Bischoff von Nizibe geworden ist; und er unterstützt seine Aussage durch ein Wunder. Man erzählt, dieser Mönch habe sich durch die gemeine Meinung, daß dies der Berg sey, auf welchem sich der Kasten nach der Sündfluth niedergelassen habe, verleiten lassen, und habe sich in den Kopf gesetzt, auf die Spitze des Bergs, es koste auch, was es wolle, hinauf zu

steigen, oder über seiner Unternehmung umzukommen. In diesem Vorsatz fieng er an den Berg zu besteigen; wie er auf die Hälfte des Berges kam, so konnte er nicht weiter. Vor Müdigkeit (denn er war den ganzen Tag gestiegen,) legte er sich hin, und schlief ein; und siehe! während seines Schlafs wurde er durch ein Wunder wieder an den Ort zurück gebracht, wo er des morgens ausgegangen war. Er that es den folgenden Tag wieder, und es widerfuhr ihm das nemliche. Nach öftern Versuchen erhörte Gott endlich die Wünsche dieses Mönchen, und wollte ihm einen Theil seines Verlangens gewähren. Er schickte ihm durch einen Engel ein Stück von dem Kasten, und lies ihm dabey sagen, er sollte sich nicht weiter vergeblich bemühen, auf den Berg zu steigen, denn Gott habe es verboten. Diese fabelhafte Erzählung glauben die Einwohner heilig. Ich will einige Anmerkungen darüber machen. Erstlich stimmt diese Erzählung nicht mit den Nachrichten der alten Schriftsteller, des Josephus, Berosus, Nicolaus und Damascenus überein, welche versichern, daß man zu ihrer Zeit noch Ueberbleibsel von dem Kasten gesehen hätte, und daß man das Harz, womit er überzogen gewesen wäre, als ein gutes Heilungsmittel für allerhand Ungemächlichkeiten gebraucht habe. Zweytens,

tens, anstatt daß jemand durch ein Wunder gehindert worden, auf den Berg hinauf zu steigen, würde ich es vielmehr für ein Wunder halten, wenn jemand bis auf die Spitze gekommen wäre; denn auf dem ganzen Berg ist keine Wohnung, von der Mitte an bis an die Höhe ist er beständig mit Schnee bedeckt, der niemals schmilzt; auch in dem heisesten Sommer sieht er nicht anders aus, als ein ungeheures Stück Schnee. Unten an dem Berge liegt ein christliches Dorf, und in demselben ein Kloster, mit Namen Arakil-vank, d. i. Kloster der Apostel. Die Armenier haben gegen diesen Ort eine sehr grosse Ehrfurcht, indem sie glauben, daß Noah nach der Sündfluth hier seine erste Wohnung aufgeschlagen habe. Sie sagen ferner, die Leichname der beyden Apostel, Andreas und Matthäus, lägen hier, und der Hirnschädel des letzten wäre noch in der Kirche des Klosters zu sehen. Sie erzählen auch noch andere merkwürdige Geschichte von diesem Ort und der ganzen Gegend, aber sie sind so unwahrscheinlich, daß ich sie nicht einmal nach erzählen mag.

Der Berg, auf welchem sich der Kasten Noah niedergelassen haben soll, hat das traurigste und widrigste Ansehen von der Welt. Man

Man findet auf demselben weder Bäume noch Stauden, noch weniger Klöster und Dörfer. Ich glaube auch nicht, daß man eines anlegen könnte, denn der Boden ist entweder beweglich, oder mit Schnee bedeckt. Mit dem unten am Fuß liegenden Dorf hängt ein Hohlweg, oder vielmehr fürchterlicher Abgrund zusammen, in welchem die Felsen, die sich von Zeit zu Zeit losreissen, ein fürchterliches Geräusch machen. Auf dem Berge giebt es nirgends, als unten am Fuß, lebendige Geschöpfe; und zwar ganz unten einige Heerden armselige Schafe; und weiter hinauf Krähen und Tieger. Was von dem darauf liegenden Schnee schmilzt, das kommt in den Abgrund. Alle diejenigen, welche die Neugierde auf diesen Berg getrieben hat, haben nichts als Schnee und Sand, der unter ihren Füssen wich, angetroffen, und sind froh gewesen, wenn sie wieder glücklich zurück gekommen sind.

Zu Erivan wollte ich meine Herberge bey einem Armenier nehmen, der sich zu Rom zu der römischen Kirche bekennt hatte; allein gewisser Ursachen wegen nahm ich mein Quartier in dem Caravanserai; ich fand hier vollkommene Sicherheit, und weil Kaufleute von allen Gegenden von Asien hier zusammen kommen,

men, so fand ich hier immer schickliche Gesellschaft. Ich machte dem Commandanten verschiedenemalen meine Aufwartung. Er war ein Beglerbeg, so nennt man die Stadthalter der grössern Provinzen, da man diejenigen von kleinen Districten, Can nennt. Er hatte auch den Titel: Serdar, d. i. General der Armee. Er war einer der klügsten Herrn, die ich in Persien habe kennen lernen. Er hies Sefi-Culi-Kan, d. i. Herzog, Sclave des Sefi. Seine Gemahlin war von Königlichem Geblüt, und durch ihre Unterstützung hatte er den wichtigen Posten zu Erivan bekommen, der ihm jährlich zwey und dreyßig tausend Tomam einbrachte, dies machte nach unserm Geld beynahe fünfmal hundert tausend Thaler. Die Avanien, die Geschenke und andere heimliche Mittel, sich zu bereichern, mögen ihm leichtlich auch noch zwey mal hundert tausend Thaler eingebracht haben. Er war ohne Zweifel damals der reichste Herr in ganz Persien. Der König liebte ihn, der Hof ehrte ihn, und das Volk achtete ihn hoch. Wie ich ihm einstens die Aufwartung machte, so bekam er eben durch einen Culom-Schah einen königlichen Befehl aus Ispahan.

Culom-Schah bedeutet eigentlich einen Sclaven des Königs. Das heist nicht so viel,

als wenn diejenige, die diesen Namen führen, weniger frey wären, als die übrigen natürlichen Unterthanen des Königs; sondern es wird dadurch angezeigt, daß sie eine besondere Ergebenheit gegen ihren Herrn haben, und daß sie von ihrer zarten Kindheit an dazu erzogen worden sind. Diese Personen haben an dem Persischen Hofe eben die Beschäftigung, als wie die Edelleute an den Europäischen. Sie sind meistens Kinder von Standspersonen, die von Jugend auf in dem Dienst des Königs sind, theils ihres eigenen Vortheils wegen, theils auch, sich immer mehr Zutritt bey Hof zu machen. Einige vornehme Herrn geben ihre Söhne, wenn sie kaum fünf Jahre alt sind, an den Hof in Dienste. Der König weist ihnen sogleich einen Gehalt, nach der Beschaffenheit ihrer Familien, oder nach dem Dienst, den ihm ihre Väter geleistet haben, an; denn dies ist so gut, als eine Belohnung. Ihr gewöhnlicher Gehalt ist jährlich zwanzig Tomam, nebst der freyen Kost bey Hof. Die zwanzig Tomam kan man auf 900. Franken, und die freye Kost auf 500. rechnen. Nach ihrem Verhalten, oder nach der Gnade des Königs, wird ihr Gehalt von Zeit zu Zeit vermehrt. Sie sind beständig bey Hof. Man braucht sie, sowohl um wichtige Befehle des Königs, als auch Geschenke

schenke von ihm, an gehörige Orte zu bringen. Wenn sie eine Zeitlang in diesem Dienst gewesen sind, so werden sie zu wichtigern Aemtern befördert.

Die dringenden Befehle des Königs werden durch Eilboten überbracht, die man Tschapar nennt. Dieses Wort kommt aus der türkischen Sprache her, und bedeutet einen geschwind Reitenden, oder Courier. Sie sind in der Ausrichtung ihrer Befehle sehr sorgfältig, können aber nicht immer frische Pferde bekommen. Es sind im ganzen Orient keine Posten angelegt. In Persien haben diese königliche Eilboten das Recht, daß sie überall, wo sie Pferde finden, solche wegnehmen können, auch so gar, wenn ihnen Reuter auf der Strase begegnen, solche zwingen können, abzusteigen, und ihnen ihre Pferde zu überlassen. Die Befehlshaber der Orte, wo sie durchkommen, müssen ihnen solche schaffen. Es zieht diese Gewohnheit schlimme Folgen nach sich; denn geringe Personen, welche weder die Macht noch den Muth haben, sich zu widersetzen, müssen sich entweder durch Geld mit den Eilboten abfinden, oder müssen absteigen, und jene aufsitzen lassen, und sie selbst hinten nach laufen. Personen von Stand, Officieren, oder Fremden

werden

werden sie sich niemals getrauen, ihre Pferde zu nehmen, weil sie schlimme Folgen daraus befürchten; sondern sie nehmen gewöhnlich aus den Dörfern, wo sie durchreisen, die Pferde. Sie dürfen sie aber nur bis auf eine gewisse Strecke mitnehmen, hernach müssen sie solche wieder nach Haus schicken.

Man kan diese Eilboten leichtlich an ihrer Tracht erkennen. Sie haben hinter sich einen Mantel aufgebunden, und einen Sack am Sattel befestigt. Sie führen einen Dolch, ein Schwerd, und einen Köcher an der Seite, und einen Stock in der Hand. Ueber den Rücken haben sie einen Bogen, und eine Scherpe gehet ihnen zweymal um den Hals, und hängt creuzweis über den Leib. Wenn man sie von weiten sieht, so fliehen diejenigen, die ein Pferd zu verlieren haben, sogleich davon, und verbergen sich, oder vergleichen sich mit ihnen um ein Stück Geld, oder überlassen ihnen ihre Pferde. Diese Eilboten gehen meistentheils je zween und zween; wenn es Personen von Stand sind, so ist es schwer, ihren Händen zu entgehen, denn alsdenn lassen sie sich nicht leicht in einen Vergleich ein, sondern schlagen mit dem Stock und Schwerd drein, wenn man sich ihnen widersetzt, indem sie wohl wissen,

wissen, daß sie bey einer angestellten Klage nicht verlieren.

Eine von den grösten ausserordentlichen Unkosten, welche die Grossen des Reichs haben, ist, wenn ihnen der König Befehle, oder Geschenke, durch einen Culom-Schah, oder sonst eine Standsperson schickt: denn bey seiner Ankunft müssen sie ihn kleiden, und bey seinem Abschied ein Geschenk machen, welches mit ihrem Amte, oder ihrem Ansehen beym Könige verhältnismäsig ist. So lang er da ist, wird er auf das prächtigste tractirt, und es werden ihm alle mögliche Vergnügen gemacht. Derjenige Culom-Schah, der zu dem Gouverneur von Erivan kam, als ich da war, kostete ihm, wie ich gehört habe, vierhundert Tomams, das ist, 18000. Livres, ohne die Unkosten, die seine Bewirthung verursachten. Oft schreibt der König das Geschenk selbsten vor, welches man dem Ueberbringer machen muß; und dies muß man nicht nur so genau als eine Schuldforderung bezahlen, sondern noch doppelt so viel dazu schenken. Diese Gesandten werden nach ihren Familien und Verdiensten bey Hof behandelt. Wenn man weis, daß der Gesandte oder seine Verwandte einen nahen Zutritt bey Hofe haben; so thut man alles,

was man kan, damit er beym Könige einen guten Bericht abstatte. Ich habe bey meinem Aufenthalt in Persien mehrere solche Fälle erlebt.

Ich hatte auch hier, wie zu Tiflis, das Vergnügen, einer Hochzeit beyzuwohnen, wozu mich der Gouverneur selbsten einlud. Der Bräutigam war der Bruder des Intendanten. Ausser diesem und seinem Pathen waren nur neun Personen auf der Hochzeit. Sie waren alle auf das prächtigste gekleidet. Ich werde eine Beschreibung davon machen, woraus man zugleich das Ceremoniel der Perser in diesem Stück erkennen kan. Der Herr des Hauses, seine Brüder und Söhne stunden unten im Saale, nebst noch vielen Officieren des Gouverneurs. So wie einer von den Gästen in den Saal hinein trat, so wurden ihm eingemachte Früchte, auf kleinen porcellainernen Tellern vorgestellt. Die Schüsseln waren von gemahlten und vergoldeten Holz, so niedlich, daß man nichts schöneres sehen kan. Das Gastmahl wurde in einem für eine solche Feyerlichkeit viel zu kleinen Saal gegeben; er war zwey Schuh hoch über gleicher Erde, stieß auf einen Hof, der mit Schranken eingefaßt, und oben mit einem Tuch überspannt war.

Hier

Hier befanden sich die Ringer und Kämpfer, welche die Gäste belustigen sollten. Die Ringer sind ganz nackend, und haben nur einen ledernen Schurz um, der kaum so breit ist, daß er diejenigen Theile, welche die Scham zu entblösen verbietet, hinten und forne bedecken kan. Sie sind am ganzen Leibe mit Oel, welches mit Pulver von Hanna vermischt ist, geschmiert, daher sie ganz citronengelb aussehen. Dies geschieht deswegen, damit sie sich nicht so leicht fassen können. Die Ringer sind im ganzen Morgenlande auf gleiche Art gekleidet; und eben so waren es ehemals diejenigen, die in den ersten Zeiten der Welt, für einen gewissen Preis, mit einander kämpften und rungen. Der Sieg bestehet darinnen, wenn man seinen Gegner mit allen Leibeskräften auf den Boden wirft. Wenn der Kampf so lange gedauert hat, daß es der eine nicht länger ausstehen kan, so ergreift ihn der andere, hebt ihn in die Höhe, und legt ihn der Länge nach auf den Rücken. Einer von den Gästen erzählte von einem sehr berühmten Kämpfer, welcher 365. Kunststücke dieser Art verstanden, sie auch seinen Schülern alle gelehrt habe, bis auf eines, welches er für sich behalten hätte. Einer seiner Schüler, der es durch seine Geschicklichkeit so weit gebracht

hatte, daß er in seiner Schule Vorfechter wurde, wurde darüber so stolz, daß er sich unterstunde, seinen Lehrer, vor dem Statthalter der Provinz einen Gang mit ihm zu wagen, heraus zu fodern; er verlies sich auf seine Stärke. Der Fechtmeister, der ihn unterrichtet hatte, aber wohl wuste, daß ihm sein undankbarer Lehrling überlegen war, nahm dennoch die Ausforderung an; ob er gleich nicht so viele Leibesstärke hatte, als sein Gegner, so verlies er sich dennoch auf seinen zurückgehaltenen Streich. Der Vicekönig war bey diesem Zweykampf selbst zugegen, und bestimmte die Zeit und den Ort des Kampfes. Da die ersten Gänge mit Bewunderung der ganzen Gesellschaft vorbey waren; so ergriff der Fechtmeister seinen gewesenen Lehrling mit einer solchen Geschwindigkeit, daß er sich nichts weniger, als dieses versahe, um die Mitte des Leibes, und warf ihn unterst zu öberst auf die Erde. Die Zuschauer, welche schon vorher für den Meister gegen seinen undankbaren Lehrling eine günstige Meinung hatten, brachen nunmehr in einen freudigen Zuruf aus. Der Gewohnheit gemäs muste dieser seinem Gegner den Sieg zugestehen, warf sich aber dem Vicekönig zu Fus, und beschwerte sich über seinen Lehrer, daß er ihm nicht seine ganze Kunst gezeigt hätte; es ist wahr, antworte-

wortete der Meister, ich habe einen Streich für mich behalten, um ihn bey einer solchen Gelegenheit anzuwenden, wenn ein eingebildeter Lehrling sich unterstehen würde, seinen Lehrmeister heraus zu fordern; ich habe nichts mehr gethan, als was die Weisen lehren, man solle seinem Freund keinen Vortheil in die Hand geben, dessen er sich dereinsten, wenn er unser Feind würde, zu unserm Nachtheil bedienen könnte.

Nachdem dieses Schauspiel der Kämpfer eine Stunde lang gedauert hatte; so traten sie ab. Der Hof wurde sogleich mit Filz, und oben darüber mit feinen Teppichen belegt; und nun traten eine Menge Musicanten und Tänzerinnen auf, die uns über zwey Stunden lang ergötzten. Der Statthalter sahe ihnen zu, und unterhielt sich während der Zeit durch ein Gespräch mit der Gesellschaft, ich besonders muste ihm Neuigkeiten aus Europa erzählen.

Die Statthalter der grössern Provinzen haben ihr Gefolge von Bedienten eben so gut, als die Könige selbsten, unter andern auch ihre Bande Musicanten und Tänzerinnen. Mit dem Tanz beschäftigt sich im Orient niemand, der etwas auf Ehre hält; man sieht ihn nicht

für ein Mittel an, sich selbst zu vergnügen, sondern für eine Kunst, die zur Ergötzung der Zuschauer getrieben wird. Die Tänzerinnen im Orient, und die Comödianten in Europa stehen gewisser massen in einerley Verhältnis, nur mit dem Unterschied, daß der Tanz im Orient nicht nur mit keiner Ehre verbunden ist, sondern diejenige, die sich damit abgeben, werden auch dadurch übel berüchtigte Personen, indem die Tänzerinnen zugleich öffentliche Huren sind. In Persien tanzt niemand als Weibspersonen, so wie auch fast niemand, als Mannspersonen, die musicalischen Instrumente dazu spielt. Besonders sind sie gute Sänger, wenn man darunter einen solchen versteht, der mit einer Löwenmäsigen Stimme aus der innersten Brust heraus starke Wendungen macht. Die Tänzerinnen singen zwar auch, aber bey weiten nicht so schön und angenehm, als die Mannspersonen. Aber sie haben eine desto grössere Biegsamkeit und Geschwindigkeit in den Gliedern des Leibes, indem sie mit einer solchen Leichtigkeit Sprünge und Wendungen machen, daß einem, wie man zu sagen pflegt, das Gesicht darüber vergeht; sie übertreffen die geschicktesten Luftspringer und Seiltänzer. Ich habe ihrer gesehen, welche ihren Cörper auf mehrere Art wanden und dreheten, als die Kliederpuppen,

oder

oder Marionetten: denn unter andern biegen sie ihren Cörper rückwärts, bis der Kopf den Knöcheln gleich ist, und gehen in dieser Stellung, ohne die Hände zu Hülfe zu nehmen. Sie machen auf einer Hand, oder auf einem Fuß im Tanzen eine Cadenz, die alles übertrift, und mischen die wunderswürdigsten Wendungen darunter. Die Weibspersonen tragen im Orient, wie die Mannspersonen, lange bis auf die Füsse herabgehende Unterhosen; sie mögen daher Wendungen mit dem Cörper machen, wie sie wollen, so sieht man nichts als das Gesicht, die Hände und die Füsse entblöst, welche letztere sie eben so reinlich halten, als die Hände, ja sie oftmals wie die Hände mit Ringen zieren.

Die Musicanten und Tänzerinnen sind zugleich die Gauckler und Comödianten der Morgenländer; in gewissen Verstand kan man so gar von ihnen sagen, daß sie Opera spielen, denn sie singen nichts anders als Verse, ungebundene Rede hat gar nicht statt. In ganz Persien und Indien wird keine Feyerlichkeit gehalten, ohne daß man dergleichen Lustbarkeiten dabey hat. Bey allen grossen Versammlungen, bey den Audienzen der Gesandten, müssen die Tänzerinnen, wo nicht die ganze Gesellschaft, doch wenigstens zwey Drittel davon, erscheinen; denn

es sind immer einige davon unter dem Vorwand der Krankheit befreyt. Die Stücke, die sie spielen, sind immer von verliebten Inhalt.

Die jüngsten Schauspielerinnen eröfnen die Scene, und stellen die Reize und bezaubernde Kraft der Liebe vor; darauf schildern sie die Leidenschaften und die Wuth der Liebe, sie mischen Episoden mit unter, worinnen von empfindsamen und schönen Jünglingen und Mädchen solche lebhafte Bilder vorkommen, daß sie die ganze Einbildungskraft beleben: dies ist der erste Auftritt. Im zweyten erscheint die Gesellschaft der Schauspiele in Chöre abgetheilt; der eine stellt die verliebten Angriffe eines hitzigen Liebhabers, und der andere den Stolz einer eigensinnigen Schönen, die ihrem Liebhaber kein Gehör giebt, vor. Im dritten werden endlich die Liebhaber einig, und hier erschöpfen die Schauspieler durch Stimme und Bewegungen alle ihre Kräfte. Die Sänger und Musicanten nähern sich bey den rührendsten Stellen einander mehr oder weniger, schreyen einander in die Ohren, stellen sich manchmal, als wenn sie ausser sich wären, so daß die Personen, die noch ein wenig Schamhaftigkeit haben, Augen und Ohren wegwenden, indem sie die Ausgelassenheit und Frechheit dieser

Auf-

Auftritte nicht aushalten können. Indessen ärgert sich die Tugend der Perser hieran im geringsten nicht: denn bey ihnen ist Enthaltsamkeit in der Liebe, ein Fehler, wo nicht gar eine Sünde, indem ihnen ihre Religion befiehlt, das Werk der Ehe zu treiben, so bald sie fähig dazu sind. Da unter diesen Comödiantinnen und Musicanten viele sind, welche Weltkenntnis haben; so richten sie auch ihre Vorstellungen nach dem Geschmack derjenigen ein, die sie haben rufen lassen. Doch genug hievon.

Die Tänzerinnen machen verschiedene Gesellschaften aus. Die Königliche Gesellschaft der Tänzerinnen bestehet aus vier und zwanzig Personen, und diese sind die berüchtigsten Coquetten im ganzen Lande. Sie stehen unter einer Vorsteherin, welche gemeiniglich eine von den ältesten aus der Gesellschaft ist. Sie wohnen nicht beysammen, sondern sind in den vier Enden der Stadt zerstreut. Die Verrichtung dieser Vorsteherin besteht darinnen, daß sie die Tänzerinnen zusammen ruft, und sie hin führt, wo man sie verlangt; sie muß die Streitigkeiten, die aus Eifersucht und Eigennutz entstehen, schlichten, oder ihnen zuvorkommmen; wenn eine oder die andere beleidigt

wird, so muß sie solche vertheidigen und beschützen; sie muß ein wachsames Auge über ihre Lebensart haben; wenn sie gegen Grundsätze ihrer Gesellschaft fehlen, so hat sie das Recht, sie mit der Ruthe zu strafen, und wenn sie sich nicht bessern, aus der Gesellschaft zu stossen; endlich muß sie ihnen auch ihren Sold reichen, für die Reinlichkeit und Schönheit ihrer Kleider sorgen, und sie überhaupt in guter Ordnung halten. Diese Gesellschaft hat auch ihr Gefolge von Bedienten, welche in zwey Aufwärterinnen, einem Laquais, einem Koch, und einem Stallknecht mit zwey bis drey Pferden, bestehen. Wenn dem sie Hofe folgen, so bekommen sie vier Pferde zu ihrem Gepäcke; denn wenn man im Orient reist, so muß man, als wie bey einer Armee, alles mit sich führen. Ein Pferd trägt zwey grosse Kasten, das andere grosse Mantelsäcke, das dritte ist für die Nothwendigkeiten der Küche, und das vierdte trägt das Futter und Geräthschaften für die andern Pferde. Sie führen keine Zelter bey sich, sondern man weist ihnen des Nachts entweder in den Orten, wo sie durch kommen, Herbergen an, oder sie werden vom Hof mit Zelten versorgt. Ihr Sold ist jährlich 1800. Livres, mit einer gewissen Anzahl Stoffte zu ihren Kleidern, und freye Kost für sich und ihr Gefolg.

Einige

Einige bringen es jährlich auf neun hundert Thaler, indem ihnen der König ihren Gehalt, nachdem sie ihm gefallen, von Zeit zu Zeit erhöhet. Aber dieses sind bey weitem ihre Einkünfte noch nicht alle. Es waren Personen unter ihnen, die an einem Ort, in Zeit von vier und zwanzig Stunden, bey funfzig Pistolen verdienten: so weit war die Verschwendung und Schwelgerey in Persien getrieben. Der König giebt ihnen manchmal noch ausserordentliche Geschenke, nachdem ihm ihr Tanz, oder ihre Stellungen gefallen. Die Vornehmen des Reichs machen es eben so. Ich entsinne mich, daß ich einstens an dem Hofe zwey Tänzerinnen gesehen habe, davon eine jede für mehr als zehen tausend Thaler Juwelen an sich hatte. Da ich mich über den Pracht ihrer Kleidung verwunderte, so baten sie mich, zu ihnen in ihre Wohnung zu kommen. Ich gieng des folgenden Tags mit meinem Dollmetscher hin, und fand eine Wohnung, die auf das prächtigste ausgeziert war.

Es ist etwas gemeines unter ihnen, daß sie sich nach dem Preis, für welchen sie ihre Besuche zugestehen, benennen, z. E. die für zehen, zwanzig Tomams, (ein Tomam beträgt funfzehen Thaler nach unserm Geld.) Keine nimmt weni-

weniger, als einen Tomam; wenn sie unbrauchbar werden, so werden sie aus der Gesellschaft gestossen, und man nimmt andere an ihren Platz. Indessen ist keine, die durch diese schändliche Lebensart reich wird; sie verschwenden alles wieder auf die schändlichste Art, so daß ihnen am Ende nichts, als die Reue übrig bleibt. Die Gesellschaft der Tänzerinnen in den Provinzen besteht gewöhnlich nur aus sieben bis acht Personen.

Obgleich die öffentlichen Huren in Persien gekleidet gehen, wie andern Frauenzimmer; so sind sie doch hier kenntlicher, als an andern Orten: denn ihr Schleyer ist nicht nur kürzer und enger, als es sonst gewöhnlich ist, sondern ihr äusseres Betragen ist auch so beschaffen, daß man sie gleich daran erkennt, wes Geistes Kinder sie sind. In den Provinzen ist ihre Anzahl eben so gros nicht; aber in der Hauptstadt, Ispahan, ist sie bis zum Uebertriebenen gros. Man sagte mir, als ich in dieser Stadt war, daß sich die Anzahl derjenigen, welche eingeschrieben wären, auf vierzehen tausend belief; denn da sie Tribut bezahlen müssen, und eine besondere Gesellschaft, die ihr eigen Oberhaupt hat, ausmachen; so werden sie in ein gewisses Register eingeschrieben. Die Abgaben, die

sie

sie entrichten, belaufen sich jährlich auf zweymalhundert tausend Thaler. Und dennoch sagte man mir, daß die Anzahl derjenigen, die nicht eingeschrieben wären, sich noch einmal so hoch belief; und die Gerichtsbedienten lassen solches gern geschehen, und stecken das Geld davon in Sack. Obgleich diese abscheuliche Lebensart in Persien so ausgebreitet ist; so ist doch vielleicht kein Land, wo der Lohn der Unreinigkeit so hoch gestiegen ist, als hier, indem sie sich anfänglich — funfzehen bis zwanzig Pistolen bezahlen lassen. Es ist wirklich etwas unbegreifliches, wenn man bedenkt, daß in Persien die Religion auf der einen Seite einem jeden erlaubt, so viele Sclavinnen zu kaufen, und zu Beyschläferinnen zu haben, als er will; auf der andern Seite aber, die Jugend wenig Geld in Händen hat, und frühzeitig verheyrathet wird. Man kan die Ursache in nichts andern, als etwa in der übertriebenen Wollust dieses heissen Landes suchen, wo die Reizungen viel heftiger sind, als in andern Gegenden, oder in den Kunstgriffen dieser Creaturen, womit sie die ohnedies hitzigen Mannspersonen gleichsam bezaubern. Die besten und brauchbarsten Leute, sowohl bey Hof als bey der Armee, werden durch sie verdorben. Es ist ein gemeines Sprichwort im Land, daß wenn einer einmal

von

von einer solchen Person eingenommen ist, er nicht eher wieder los kommen kan, als bis sie ihm selbsten den Abschied giebt, und dies geschieht selten eher, als bis sie ihren Liebhaber aufs Stroh gelegt hat. Ich habe Personen von guter Vernunft gekennt, die so bezaubert waren, daß sie es für unmöglich hielten, sich los zu machen. Man findet hier Sclaven der Wollust und der Liebe, die sogar Brandmahle an den Aermen haben, die sie sich von ihren Geliebten mit einem glühenden Eisen so tief in das Fleisch haben brennen lassen, daß die Narbe Messerrücks tief in der Haut lag. Sie thun dieses zu der Zeit, wenn ihre Neigung am heftigsten ist, um ihren Geliebten dadurch zu erkennen zu geben, daß sie das Feuer der Liebe sogar gegen das materielle Feuer unempfindlich mache. Je mehr man dergleichen Brandmahle an sich hat, für desto verliebter wird man gehalten. Man findet Personen, die auf diese Weise fast an allen Gliedern des Leibes gebrandmarkt sind.

Wenn man diese Personen haben will, so schickt man ihnen das Geld voraus. Geschieht es des Tanzens wegen, so wendet man sich an die Vorsteherin, und schickt ihr für jede Tänzerin, die man verlangt, zwey Pistolen; nach dem sie nun schön tanzen, macht man ihnen noch

noch ein ausserordentliches Geschenk. Geschieht es aus andern Absichten, so schickt man ihr den festgesetzten Preis. Sie kommt alsdenn zu Pferd, mit einer oder zwey Sclavinnen, und einem Bedienten.

Die öffentlichen Huren, welche ihren Tribut bezahlen, halten sich in den Caravanserais auf, aber sie haben sie ganz alleine innen, denn niemand verlangt in einer solchen Gesellschaft zu seyn. Diejenigen aber, die diese Lebensart heimlich treiben, ohne Tribut davon zu bezahlen, bleiben in ihren Häussern. In Ispahan ist eine ganze Gegend, die voll von dergleichen schändlichen Creaturen ist; man nennt es das Quartier der Entschleyerten. Es war ehemals in dieser Stadt die Gewohnheit, daß, so bald es Abend worden war, die öffentlichen Huren, sich wie die Raben in der ganzen Stadt zerstreuten, und sich besonders nahe bey den Caravanserais aufhielten. Sarutaki, der Grosvezier, unter der Regierung des Königs Abas des zweyten, ein Mann von Verstand und Muth, verbot dieses durch ein strenges Gesetz, und sein Nachfolger, Calife Sultan, trat in seine Fustapfen, und machte die Verordnung, daß keine von diesen Personen erscheinen sollte, bis sie gerufen würde. Er untersagte auch

andere

andere unnatürliche Ausschweifungen. Da er merkte, daß der Gebrauch des Weins, die Quelle dieser Ausschweifungen war, so verbot er den Verkauf desselben unter harter Strafe. Er lies es nicht bey Drohungen bewenden; sondern er lies eine Mutter, die ihre eigne Töchter zur Unzucht verkauft hatte, von einem Thurm herabstürzen, und sie den Hunden zu fressen vorwerfen. Er glaubte durch die Härte dieser Strafen das Land von Unreinigkeiten zu säubern; aber er betrog sich in seiner Meinung.

Wir verlassen nunmehr diesen schändlichen Gegenstand, und wollen von den rechtmäsigen Ehen in diesem Lande reden. Das mahommedanische Gesetz befiehlt die Ehe als eine Schuldigkeit, wozu die Glaubigen verbunden sind, und verbietet den ehelosen Stand, als eine Sünde, die der Absicht und dem Entzweck der Natur zuwider sey. Die Perser lehren über diesen Punkt: obgleich von den Zeiten Christi bis auf Mahomed, der eheloſe Stand frey, und so gar Gott angenehm war, weil dieser grosse Prophet selbsten von einer Jungfer gebohren war, und nicht in der Ehe lebte; dennoch, nachdem durch einen neuen Gesetzgeber ein anderer Gottesdienst eingeführt worden, so verlange Gott nicht mehr einen Dienst durch die Ent-

Enthaltsamkeit, sondern wolle, daß jeder Mensch das Werk der Ehe vollziehe, so wie auch Jesus Christus, wenn er in den letzten Zeiten mit Mohamed Mehdi, dem zwölften Imam, in die Welt kommen würde, um die Werke des Antichrists zu zerstören, sich mit vielen Weibern verehlichen würde. Sie führen in dieser Absicht, eine Stelle aus einem ihrer heiligen Bücher, folgendes Inhalts, an: „Am Tage des Gerichts, wird die Erde, auf welcher ein Mensch, der nicht in der Ehe gelebt hat, gelegen ist, gegen ihn aufstehen, und sagen: was habe ich böses gethan, daß mich ein Mensch, der ein Feind der Natur ist, mit Füssen getreten hat, mich, die ich beständig an der Zeugung und Hervorbringung würklicher Wesen gearbeitet habe?" Dies ist der Text dieser fleischlichen Religion, und gleichwie gemeiniglich die Erklärungen weiter gehen, als die Textesworte; so lehren die persischen Gelehrten über diesen Punkt die abscheulichsten Dinge: z. E. so bald eine Weibsperson fleischliche Reizungen empfinde, müsse man ihr eine junge Mannsperson beylegen; wenn man der Liebe widerstünde, so sey dieses eine grosse Sünde; im Gegentheil sey es ein verdienstliches Werk, wenn man die verliebten Leidenschaften zu stillen suche: einige gehen in den viehischen Empfindungen so weit, daß sie behaupten, man müsse das Feuer

der Liebe durch den ersten besten Gegenstand, den man fände, zu löschen suchen. Indessen sind die Perser nicht überhaupt so sehr ausgeartet; man findet unter ihnen wirklich Leute, die diese schändlichen Grundsätze verabscheuen. Im Ganzen genommen, muß man den Persern nachsagen, daß sie in den Sünden des Fleisches weniger viehisch sind, als die übrigen Mahommedaner. Es kommen hier zwey wichtige Punkte zu betrachten vor. Erstlich, anstatt daß die Mahommedaner vor andern Sekten die unnatürlichen Sünden nicht nur für erlaubt halten, sondern in der gröſten Ausdehnung wirklich begehen; so werden solche von den Persern verabscheut, und von der Obrigkeit zuweilen bestraft: und obgleich einige Casuisten unter ihnen sind, die über diesen Punkt so engherzig nicht sind, so ist doch der gröſte Theil derselben gegen diese schändliche Wollust. Zweytens, sie erlauben denen, welche keine Mahommedaner sind, nicht, mehrere Weiber, oder Beyschläferinnen zu haben; daher, wenn ein Mann und eine Frau, die beyde Christen oder Heiden sind, einig sind, durch eine Art eines Ehe-Contracts beständig mit einander zu leben, wie es unter den Mahommedanern üblich ist, wenn sie vor die Obrigkeit gehen, und es gerichtlich wollen niederschreiben lassen, so wird ihnen solches nicht gestattet, sondern sie werden

mit

mit Schimpf zurück gewiesen. Sie führen zur Ursache von diesem Verfahren an: eine jede Religion habe ihre eigene Strenge, und auch ihre eigene Gelindigkeit, die man nicht von einander trennen dürfe. Zum Exempel, die christliche Religion gestatte ihren Anhängern, Wein nach Vergnügen zu trinken, aber sie erlaube nur eine Frau zu nehmen; hingegen, die mahommedanische Religion gestatte jedem so viel Weiber zu nehmen, als er wolle, aber sie verbiete den Wein. Die Mädchen sperrt man in die Serails ein, so lang, bis sich Gelegenheit findet, sie zu verheyrathen: den jungen Mannspersonen aber giebt man eine Sclavin, oder eine Beyschläferin, sobald sie eine verlangen.

Die Perser können nicht begreifen, wie es möglich sey, daß ein Mensch aus freyer Wahl sich zur Keuschheit entschliessen könnte. Wenn man ihnen die Gebräuche der Christen, in Absicht auf diesen Punkt, erzählt, so halten sie es vor ein Räthsel, wovon man ihnen den wahren Sinn verberge; sie sagen, es sey nicht möglich, sich der Weibspersonen zu enthalten, wenn man nicht auf noch schlimmere Ausschweifungen gerathen wolle. — „Ihr Europäer, (sagen sie,) seyd ihr nicht gemacht, wie andere Menschen auch? Esset ihr nicht auf gleiche Art, wie wir?

Wenn ihr keine Weiber habt, so müßt ihr noch etwas schlimmeres treiben." — Das Clima, worunter diese Völker leben, und die saftigen und hitzigen Lebensmittel, die sie genieſſen, verursacht freylich eine Hitze in den Leidenschaften, die, GOtt sey Dank! uns Europäern unbekannt ist.

Diesem allem, was ich bisher gesagt habe, ohngeachtet, wird dennoch die Hurerey bey den Mahomedanern für eine Sünde gehalten, und der Umgang mit öffentlichen Huren ist nicht nur durch ihre Religion verboten, sondern diejenigen, welche sich desselben schuldig machen, ziehen sich auch bey gesetzten und ordentlichen Personen die gröste Schande zu. Und dennoch sind alle Städte von dergleichen Creaturen voll, und die angesehensten und verdientesten Personen bedienen sich derselben. Wenn man des Abends durch die Strasen geht, so sieht man überall dergleichen gemeine Huren mit ihrem Schleyer bedeckt, theils in Begleitung ihrer Mägde, theils allein, herum gehen, und hier und da in die Häuſser schleichen: sobald sie hinein sind, wird die Thüre verschlossen, und des morgens mit Anbruch des Tages gehen sie wieder heraus, und kein Mensch ärgert sich darüber: eben dieses geschieht auch in den Caravanserai bey den fremden Kaufleuten. Wie reimt sich dieses zusammen? Die

Perser

Perser haben Ausflüchte bey der Hand, wodurch sie diese Widersprüche zu heben glauben. Sie sagen erstlich, die öffentlichen Huren wären in dem Stand der Sünde, woraus sie nicht eher kämen, als bis sie Buse thäten, und ihre unordentliche Lebensart änderten, daher sie auch mit einem Tribut belegt würden; solche Personen aber, die eine Lebensart führten, die durch die Religion verboten sey, würden für Unglaubige gehalten. Zweytens, aller Umgang mit einer öffentlichen Hure ist eine Sünde: aber man darf sie nur heyrathen, so ist der Umgang erlaubt. Diese gewissenhafte Personen schaffen sich auf folgende Art Rath. Sie diengen eine solche Buhlschwester durch einen Contract, auf eine Stunde, auf eine Nacht, auf einen Tag, auf eine Woche, oder so lang sie wollen, zur Frau; und nun glauben sie, daß sie mit gutem Gewissen Umgang mit einer solchen Person haben können. Einen solchen Accord nennen sie Sike Kudim, welches Wort vor Wort so viel heist, als: ich habe einen Contract über den Genuß gemacht, d. i. ich habe mich verheyrathet.

Um nun näher auf die Materie von der Ehe der Perser zu kommen, so bemerken wir zuvörderst, daß sie, wie die übrigen Mahommedaner, die von der Sekte des Aly sind, auf dreyfache Art heyra-

then; sie nehmen die Weiber durch Kauf, durch einen Mieth-Contract, und durch eine eigentliche Heyrath. Diese dreyerley Ehen halten sie für erlaubt, ihre Religion lehret sie also, und das bürgerliche Gesetz hält sie in Absicht auf die Kinder, die daraus erzeugt werden, für rechtmäsige Ehen, dermassen, daß, wenn jemand mit seiner Sclavin einen Sohn zeugt, ehe er einen von seiner Frau hat, der Sohn der Sclavin für den Erstgebohrnen gehalten wird, und alle Rechte, die mit der Erstgeburt verbunden sind, geniesset, sogar mit Ausschliessung der Kinder der rechtmäsigen Frau, und sollte sie eine Prinzessin aus königlichem Geblüte seyn. Daher wird in Persien der Adel nur allein durch den Vater fortgepflanzt.

Diese Sclavinnen, welche die Weiber ihrer Herrn sind, werden Canize genennt. Das Gesetz erlaubt, daß jemand von solchen Weibern so viel haben darf, als er ernähren kan, und weder die bürgerliche noch kirchliche Policey bekümmert sich darum, in was für Umstände eine solche Frau gesetzt wird, indem nach den morgenländischen Gewohnheiten jederman ein unumschränktes Recht über seine Sclaven hat. Wer Sclavinnen hat, kan dieselbe brauchen, wozu er will, er ist nicht nur Herr über ihre Ehre, sondern auch über ihr Leben. Es ist einer Sclavin gar keine

Schan-

Schande, wenn sie ihr Herr als seine Frau braucht; im Gegentheil gereicht es ihr zur besondern Ehre, und es ist das gröste Glück, das sie haben kan, wenn sie ihr Herr zu sich in sein Bett nimmt: denn alsdenn bekommt sie eine von den übrigen Sclavinnen abgesonderte Wohnung, sie wird besser gekleidet, als die andern; sie bekommt Mägde zu ihrer Bedienung; sie bekommt ihren besondern Gehalt oder Leibgeding; wird sie schwanger, so werden alle diese Vortheile vermehrt, man sieht sie nicht mehr als eine Sclavin an, sondern als die Mutter des rechtmäßigen Erben des Hausses.

Die Weiber, die sie durch einen Mieth-Contract nehmen, nennen sie Mutaad' Amuad, welches so viel als eine Beyschläferin bedeutet. Man kan ihrer nehmen, so viel man will, auf eine so lange Zeit, als man will, und um einen Preis, wie man einig wird. Zu Ispahan, der Hauptstadt von Persien, miethet man junge und schöne Mädchen, jährlich um vier bis fünf hundert Livres, nebst der gehörigen Kleidung, Kost und Wohnung. Diese Art der Ehe ist ein blos bürgerlicher Contract, aber für dem Richter wird er für eben so erlaubt und gültig gehalten, als die übrigen Ehen. Wenn die bedungene Zeit zu Ende ist, und die Parthien einig sind, so

erneuert man den Contract; man hat aber auch die Freyheit, den Contract, ehe die Zeit um ist, aufzuheben, und die Frau, die man gemiethet hat, zurück zu schicken; aber man muß ihr alsdenn die in dem Contract bedungene Summe auszahlen. Wenn aber eine solche gemiethete Frau ihren Mann verläst, so kan sie sich vor Verlauf von vierzig Tagen nicht wieder anderwärts vermiethen, noch sich von jemand anrühren lassen. Diese Zeit nennen sie die Zeit der Reinigung. Wird sie Wittwe, so muß sie hundert und dreyßig Tage warten. Obgleich die mahomedanischen Gesetze in Absicht auf die Enthaltsamkeit sehr gelinde sind, so gereicht es dennoch einer Frau zur gröbsten Schande, wenn sie sich nach dem Tode ihres Mannes diese Tage über des Umgangs der Männer nicht enthalten kann. Die Kenner des mosaischen Rechts wissen, daß die Mahommedaner dieses Gesetz von den Juden genommen, aber mehr eingeschränkt haben. Beyder Gesetze haben in Ansehung der Ehe viele Aenlichkeit mit einander, sowohl in Ansehung der Pflichten, als auch in Ansehung des Gehalts, welchen der Mann seiner Frau zu geben schuldig ist.

Die rechtmäßigen Frauen werden Nekaa genennt. Die mahommedanische Religion erlaubt zwar, daß man vier solcher Frauen heyrathen

then kan; aber man bedient sich selten dieser Freyheit, sondern man begnügt sich gemeiniglich mit einer: und dies aus zwo Ursachen. Erstlich entstehen aus der Mehrheit der Frauen in einem Hausse allerhand unangenehme Folgen: jede will befehlen, und die wechselsweise Eifersucht verursacht eine Unordnung nach der andern. Zweytens sieht man dabey auf die Sparsamkeit; denn da die Heyrathen in Persien sehr vielen Aufwand verursachen, so begnügen sie sich gemeiniglich mit Beyschläferinnen oder Sclavinnen. Leute von Stand heyrathen gemeiniglich in Familien, die der ihrigen am Stande gleich sind; und wenn sie ihre Lust mit derjenigen Frau, die sie genommen haben, nicht hinlänglich befriedigen können, ein Unglück, welches ihnen oft widerfährt; so nehmen sie ihre Zuflucht zu den Sclavinnen: durch diese wird der Hausfriede nicht gestört, und die rechtmäsige Frau bleibt immer Frau und Gebieterin. Ob sie übrigens damit zufrieden sey, oder nicht, daran nehmen ihre Verwandte keinen Antheil. Personen vom Mittelstand nehmen gewöhnlich Weiber auf Miethe; denn diese können sie am leichtesten wieder los werden; geringe Personen aber thun es selten, weil sie die Miethe nicht bezahlen können; Standespersonen eben so wenig, weil sie dasjenige, was ein anderer übrig

gelassen hat, nicht mögen, auch nicht wollen, daß ein anderer eine Frau, die sie gehabt haben, bekommen soll. Trägt es sich von ohngefähr zu, daß jemand aus Liebe eine Person, die vermöge ihrer Umstände seine rechtmäsige Frau nicht seyn kan, heyrathen will, so miethet er sie auf neunzig Jahre; und so behält er sie seine ganze Lebenszeit hindurch, ohne sie im eigentlichen Verstand zu heyrathen. Standespersonen bedienen sich dieses Auskunftsmittels, wenn sie eine vornehme Person geheyrathet haben: denn ihre Verwandten würden es als eine Beleidigung ansehen, wenn ihr der Mann eine Person von niederer Herkunft an die Seite setzen wollte.

In Persien werden die meisten Heyrathen durch einen Stellvertreter geschlossen, weil sich das Frauenzimmer von Mannspersonen nicht sehen lassen darf. Die Heyraths-Ceremonien sind folgende. Die Aeltern beyder Personen kommen in dem Hausse der Braut zusammen. Der Braut Vater, in Begleitung der nächsten Anverwandten, empfängt seinen künftigen Tochtermann, umarmt ihn, führt ihn zu der übrigen Gesellschaft, und geht sodann wieder weg. Er darf nicht bey Errichtung des Heyraths-Contracts zugegen seyn, damit der künftige Mann voll-

vollkommene Freyheit habe. Der Contract wird an einem besondern Ort geschlossen, wobey niemand, als der Bräutigam, die Procuratoren, und der Priester zugegen ist; letzterer entwirft gemeiniglich den Heyraths-Contract. Die Procuratoren behalten den Contract, und sorgen für dessen Erfüllung. Sind die Verlobten Personen vom ersten Rang, so ladet man den Ceder, d. i. den obersten Priester, oder den Scheikelislana, d. i. den obersten bürgerlichen Richter, dazu ein. Sind es Personen vom mittlern Stand, so nehmen sie den Kazy, d. i. den Policey-Lieutenant, dazu. Sind es endlich geringe Personen, so nehmen sie einen Molla, das ist, gemeinen Gesetzlehrer, dazu. Die Braut begiebt sich in Begleitung verschiedener Frauenzimmer in ein Zimmer, oder in ein daran stossendes Cabinet, wo die Thüre halb offen steht, aber es ist ein Vorhang vorgezogen, daß man niemand sehen kan. Darauf tritt der Procurator der Braut gegen die Thüre des Zimmers, streckt die Hände aus, und sagt: „Ich N. N. der von euch N. N. bestellte Procurator, verlobe euch mit dem N. N. hie gegenwärtig. Ihr sollt seine beständige Frau mit so und so viel bestimmter Morgengabe seyn." Der andere Procurator antwortet: „Ich N. N. von euch N. N. bestellter Procurator, nehme in

euerm

euerm Namen zu einer beständigen Frau, die N. N. die euch durch ihren hier gegenwärtigen Procurator N. N. gegen so und so viel bedungene Morgengabe, versprochen ist." Hier stehet der Priester, oder wer sonst den Heyraths-Contract aufsetzt, auf, hält den Kopf an den Vorhang der Thüre, und sagt zur Braut: „Nehmet Ihr das Versprechen, das Euer Procurator in Euerm Namen gethan hat, als gültig an?" Sie antwortet: „Ja." Darauf thut er die nemliche Frage an den Bräutigam, setzt den Contract auf, besiegelt ihn, und legt ihn der Gesellschaft, als Zeugen, vor, und giebt ihn dem Procurator der Braut. Die Frau behält hernach diesen Contract zur Versicherung ihrer Morgengabe. Je mehr Siegel darunter gedrückt sind, desto glaubwürdiger ist er; aber es müssen ihrer zum wenigsten zehen seyn. Die Heyraths-Ceremonien bey solchen Frauen, die man nur zur Miethe nimmt, sind von den vorhergehenden in nichts unterschieden, als nur in den Ausdrücken. Die Procuratoren sagen: „Ich N. N. in Kraft habender Vollmacht von der N. N. gebe sie dem N. N. zum Gebrauch, auf eine so und so lange Zeit, für den oder jenen Preis." Der andere sagt: „Ich N. N. in Kraft habender Vollmacht vom N. N. nehme die N. N. zur Frau, unter den eben genannten

Beding-

Bedingnissen; ich nehme sie auf meine Seele." Geringe Personen machen bey einem solchen Contract weniger Umstände; sie nehmen keine Procuratoren dazu, sondern die Braut gehet unter ihrem Schleyer in das Zimmer, wo die Mannspersonen sind, und wenn sie sich gesetzt haben, so sagt der künftige Ehemann: „Ich N. N. mein eigner Procurator, nehme euch N. N. zur beständigen Frau unter der bedungenen Morgengabe von so und so viel; ich nehme euch zur Frau, auf meine Seele."

Die Heyrathen werden von Weibern gestiftet. Sobald die Vergleichspunkte festgesetzt sind; so giebt der Bräutigam zur Sicherheit des Heyrathsgutes eine Anweisung auf sein Vermögen; alsdenn schickt er der Braut den Trauring und die Geschenke. Diese bestehen in Kleidern, Juwelen und baarem Geld. Die Braut schickt ihm dagegen allerhand Galanterien, z. B. genähete Schnupftücher, gestickte Mützen, und dergleichen, die sie oft mit eigenen Händen gemacht hat.

Die Hochzeit wird in dem Hausse des Bräutigams gehalten, und dauert gemeiniglich zehen Tage. Am zehenten schickt man ihm bey hellem Tage die Ausstattung der Braut, welche ihr

ihre

ihre Aeltern mitgeben. Diese besteht in Kleidern, Juwelen, Hausgeräthe, Sclavinnen, Verschnittenen, u. d. g. wie es der Stand der Braut mit sich bringt. Dieses ist ihre Mitgabe, und weiter bekommt sie bey ihrer Heyrath nichts. Dieses wird von Camelen, oder andern Lastthieren, unter dem Schall musicalischer Instrumente in das Haus des Mannes getragen. Die Sclavinnen und Verschnittenen reiten auf Camelen oder Pferden. Oft lehnt man den Hausrath, schickt lehre Kästen, zum Pracht, um den Leuten glauben zu machen, daß die Braut eine grosse Ausstattung bekomme. Die Braut wird bey Nachtzeit in das Haus ihres Mannes gebracht. Ist es eine Person von Stand, so wird sie in einem Cagiavat, welches eine Art von wiegenförmigen Sänften ist, getragen, wovon ein Camel zwey, auf jeder Seite eine, hat. Ist sie von mittlern Stand, so reitet sie auf einem Pferd, oder gehet zu Fus. Musicanten gehen mit ihren Instrumenten voran, darauf folgen die Bedienten, wovon ein jeder eine Kerze in der Hand hat; darauf kommen die Weiber, welche gleichfalls brennende Kerzen in den Händen haben. Die Braut ist von oben bis unten mit einem Schleyer bedeckt, und hat über dies auf dem Kopf noch einen Schleyer von Brocard, oder Goldstück, oder Seide, der in Falten gelegt

legt ist, und sie bis an den Gürtel bedeckt, dermassen, daß man mit den schärfsten Augen ihren Wuchs nicht sehen kan. Dieses thun sie deswegen, damit die Eifersüchtigen keine Zauberey an ihr machen können. Zwey Weiber führen sie am Arm, wenn sie zu Fus geht; reitet sie aber, so führt ein Verschnittener das Pferd am Zaum. Eine Stunde hernach, nachdem sie in dem Hausse ihres Mannes angekommen ist, so führen sie die Matronen in die Brautkammer, entkleiden sie bis auf das Hemd, und legen sie in das Bett. Gleich darauf wird der Mann entweder von Verschnittenen, oder von alten Weibern, an eben den Ort geführt; er geht in die Kammer, aber es ist kein Licht darinnen. —

Auf diese Art bekommt ein Mann seine Frau nicht eher zu sehen, als bis die Ehe vollzogen ist; — und oft ist die Frau verschiedene Tage in dem Hausse des Mannes, ehe dieses geschieht; sie flieht ihn, versteckt sich unter die Weiber, um ihren Mann nicht an sich kommen lassen. Unter den Vornehmen geschieht dieses sehr oft; denn sie glauben, ein Frauenzimmer, welches ihrem Manne die letzte Gunst so bald erzeige, gäbe zu erkennen, daß sie vorher nicht sehr enthaltsam müsse gewesen seyn. Die Prinzessinnen von königlichem Geblüte haben insonderheit die Gewohn-

wohnheit, daß sie sich ganze Monathe lang zurück halten, bis sie glauben, ihr Mann sey würdig, sie anzurühren. Man erzählt von der Tochter Abas des Grossen, die an einen General von der Armee verheyrathet wurde, daß sie viele Monathe lang ihren Mann nicht habe ansehen wollen. Der General beschwerte sich beym König, und sagte, der König habe ihm ein Tigerthier, aber keine Frau gegeben, und er getraue sich nicht, sich ihr zu nähern: sie habe zweymal den Dolch gegen ihn gezückt. Der König lachte darüber, und fragte ihn, wie viel er weisse Sclavinnen in seinem Serail hätte? Ohngefähr fünf und vierzig, sagte der General. Gut, versetzte der König: last eine nach der andern bey euch schlafen, ich bin versichert, eure Frau wird sich geben. Der General lies sich dieses nicht zweymal sagen, er that es. Die Prinzessin wurde darüber äusserst aufgebracht, und fragte ihn, ob dieses die eheliche Treue wäre? Der General blieb unempfindlich bey ihrem Zorn, und fuhr in seinem Unternehmen fort. Sie beschwerte sich endlich beym König, und verlangte Gerechtigkeit gegen die Frechheit ihres Mannes, der sich kein Bedenken machte, alle seine Sclavinnen zu seinem Willen zu zwingen. Der König antwortete ihr mit zornigem Gesicht, daß es auf seinen Befehl geschehe; zugleich befahl er ihr ausdrück-

drücklich, ihren Mann zu bitten, daß er die folgende Nacht bey ihr schlafen möchte. Die Prinzessin überwand sich, und lebte hierauf sehr vergnügt mit ihrem Manne. Bey dieser Gelegenheit fällt mir eine artige Historie von einer der Beyschläferinnen des Königs Sefi, des letzten dieses Namens, ein. Sie war sehr schön, und der König liebte sie unaussprechlich. Dies machte sie stolz, und kühn in ihrem Betragen gegen den König. Sefi, der von Natur sehr grausam war, gerieth darüber einstens in eine solche Wuth, daß er sie wollte umbringen lassen. Aber der Tod schien ihm nicht hart genug zur Strafe zu seyn, er fieng es also auf folgende Art an. Erstlich nahm er ihr ihre Weiber, Verschnittene und Hausgeräthe; er lies ihr hierauf alle ihre Kleider verbrennen, nahm ihr ihre Juwelen, zersties sie in einem Mörser, und warf die Stücke davon vor ihren Augen in einen See; endlich, um ihr Unglück vollkommen zu machen, zwang er sie, einen alten schwarzen Sclaven, der einer seiner Köche war, zu heyrathen. Die unglückliche Frau wurde nur mit einer einzigen Kammerfrau, die er ihr gelassen hatte, in das Haus ihres neuen Mannes geschickt. Da die Kammerfrau, die eben so schön und stolz war, als ihre Frau, das schwarze Ungeheuer von einem Mann auf die Frau zukommen sahe, so zog sie einen Dolch ge-

gen ihn, und sagte: „Schwarzer Hund! wenn du dich unterstehst, sie nur mit einem Finger anzurühren, so durchbohre ich dir mit diesem Dolch das Herz. Der arme Koch lief voller Schrecken davon. Da die Geschichte dem Könige hinterbracht wurde; so lachte er darüber. Sein Zorn legte sich; er verheyrathete die Dame an einen Obersten, und schickte ihr, ihrem Stande gemäs, Kleider und Juwelen.

Bey den Ehen geringer Personen geschieht oft das Gegentheil. Denn wenn der Mann seiner Frau mehr Heyrathsgut zu geben versprochen hat, als er leisten kan; so schliest er, wenn man ihm die Frau in das Haus bringen will, die Thüre zu, und sagt, daß er sie um einen so hohen Preis nicht verlange. Es kommt alsdenn zwischen beyderseitigen Aeltern zu einem Streit, und die Aeltern der Frau müssen von der gesetzten Summe etwas nachlassen, nur damit er ihre Tochter nehme; denn es würde die gröste Beschimpfung seyn, wenn sie wieder zurück geschickt würde.

Man sollte glauben, daß eine solche Art zu heyrathen, ehe man die Frau mit einem Auge gesehen hat, lauter unglückliche Ehen verursachen müste; aber es geschieht nicht, im Gegentheil kan man behaupten, daß die meisten Ehen in diesem Lande glücklicher sind, als wo man sich lange vorher kennt. Eine Ursache davon mag wohl

diese

diese seyn: weil man keine andere Frau als die seinige sieht, — so hängt man desto mehr an ihr. Indessen kan man doch auch eigentlich nicht sagen, daß sich die Perser verheyrathen, ohne zu wissen, an wen: denn die Mutter des Bräutigams, und andere Personen, denen man die Wahl einer solchen Person, die man heyrathen will, überläst, machen gemeiniglich eine so genaue Schilderung von derselben, daß man hinlänglich daraus urtheilen kan, ob einem das Original gefallen würde, oder nicht. Noch mehr; man schliest die Mädchen nicht eher ein, als bis sie das siebente oder achte Jahr zurückgelegt haben: biz auf diese Zeit gehen sie frey in dem Hausse herum, und lassen sich von jederman sehen. Da geschieht es nun, daß man die Frau, die man heyrathet, in ihrer Kindheit oft genug gesehen hat.

Die mahomedanische Religion hält die Ehescheidung für erlaubt, es mag geschehen auf was für Art, und aus was für einer Ursache, als es immer will. Wenn einer von beyden Theilen des andern überdrüssig ist, daß sie nicht mehr bey einander leben wollen, so trennen sie sich, und sollten es sonsten die klügsten und vornehmsten Personen seyn. Man geht zu einem Richter, oder zu einem Geistlichen, und läst über die Trennung eine Art einer Urkunde verfertigen. Diese nennt man Talaac, d. i. Scheidebrief: sobald

dieser ausgefertigt ist, so können sich beyde Partheyen wieder verheyrathen, wie sie wollen. Wenn der Mann auf die Ehescheidung angetragen hat, so muß er der Frau ein Heyrathsgut geben; hat aber die Frau den Anfang der Trennung gemacht, so kan sie nichts verlangen. Die Mahommedaner halten es auch für erlaubt, eine Ehe, die einmal getrennt worden ist, wieder zu erneuern. Es kan dieses dreymal geschehen. Wenn sich aber ein Paar Eheleute dreymal von einander geschieden haben; so dürfen sie einander nicht wieder, als nur unter dieser Bedingung heyrathen: die Frau heyrathet einen andern Mann, bleibt vierzig Tage bey ihm, scheidet sich wieder von ihm, und heyrathet alsdenn den ersten Mann. Demohngeachtet wird es unter den Mahomedanern für schändlich gehalten, eine Frau, von der man sich dreymal geschieden hat, wieder anzunehmen: und überhaupt bedienen sich die Perser selten der Freyheit, die Ehen aufzuheben. Leute von bürgerlichem Stand thun es zuweilen; aber Standespersonen würden lieber sterben, als ihre Weiber verstossen, und sie würden ihnen eher das Leben nehmen, als ihnen eine Ehescheidung zu gestatten. Ganz geringe und schlechte Leute thun es auch nicht; sie scheuen das Heyrathsgut, welches sie einer abgeschiedenen Frau geben müssen. Unter dem gemeinen

Volk

Volk geschehen manchmal in diesem Punkt schreyende Ungerechtigkeiten: wenn sie einer Frau gern los seyn wollen, ohne ihr ein Heyrathsgut zu geben; so gehen sie so übel mit ihr um, daß sie endlich selbsten die Ehescheidung verlangt, und ihrer Freyheit alles aufopfert. Uebrigens kommen die Streitigkeiten zwischen Eheleuten selten vor den Richter, so schlimme Streiche sie auch zuweilen einander spielen, und so viel Ursachen sie auch haben, sich von einander zu trennen. Der Ort, wo sich die Weiber aufhalten, wird, besonders bey Standespersonen, als ein heiliger Ort angesehen; man hält es für ein Verbrechen, wenn sich jemand, wer es auch sey, darnach erkundigt, was daselbst vorgehe. Der Mann übt daselbst eine unumschränkte Macht aus, ohne jemand darüber Rechenschaft zu geben. — Man sagt, daß die erschrecklichsten Grausamkeiten daselbsten vorgehen, und daß manche Person mit Gifft hingerichtet wird, von der man alsdenn vorgiebt, sie sey eines natürlichen Todes gestorben.

Was die verbotenen Grade der Ehe anlangt, so sind es fast die nemlichen, wie bey den Juden. Mutter, Schwieger- und Stiefmutter, leibliche und Stiefgeschwister, Muhme und Nichte darf man nicht heyrathen. Man kan zwar seines Bruders Frau heyrathen, aber es geschieht selten. Andere Mahomedaner sind darinnen bis zur Ab-

scheulichkeit gelinde, und man findet bey den Mogolen Fälle, daß Väter ihre eigne Töchter geheyrathet haben.

In der Zeit, da ich mich in Erivan aufhielte, besuchte ich den Patriarchen von Armenien. Er hies Jacob. Er war ein ehrwürdiger Greis, aber in seiner Aufführung sehr leichtsinnig, welches die Beschuldigung, die ihm seine Nation machte, hinlänglich rechtfertigt. Er wohnte in dem bischöfflichen Pallast, und hatte Stadt-Arrest. Seine üble Aufführung hatte ihm dieses unangenehme Schicksal verursacht. Die Armenische Geistlichkeit treibt die Simonie auf das ärgste. Was sie am theuersten verkaufen, das ist dasjenige heilige Oel, welches sie Mirone nennen. Es wird solches von dem Abend des Palmsonntags an, bis zur Messe des grünen Donnerstags bereitet. Man braucht weder gemeines Holz, noch gemeine Kohlen, um den Kessel siedend zu machen. Man macht das Oel mit heiligen Holz sieden, und besonders mit solchem, das zum Gebrauch in den Kirchen gedient hatte, nemlich mit alten Bildern, abgenutzten Ornaten und zerrissenen Büchern. Alle diese Dinge werden zu diesem Gebrauch aufgehoben. Das Feuer macht eben keinen angenehmen Geruch; aber das Oel, wird mit Kräutern und Spezereyen wohlrie-

chend gemacht. Dieses Oel wird von dem Patriarchen selbst verfertigt, der alsdenn mit seinem ganzen hohenpriesterlichen Schmuck angethan ist, und zum wenigsten drey Prälaten bey sich hat, die eben so gekleidet sind, welche, so lange diese Ceremonie dauret, Gebete hersagen. Die Armenier glauben, daß dieser Balsam eine heilsame Kraft gegen alle Krankheiten der Seele habe; es giebt ganze christliche Gemeinden, welche glauben, daß die Gnade der Wiedergeburt, und Vergebung der Sünden durch dieses Oel mitgetheilet werde. Die Geistlichkeit läst das gemeine Volk in diesem schädlichen Glauben, und verkauft dieses Oel sehr theuer. Der Patriarch verkauft es an die Bischöffe und Priester, und diese wieder an das gemeine Volk. Da das Oel in Palästina wohlfeil ist, so machte der dasige Patriarch, der sich von den Türken in diese Würde hatte setzen lassen, mehr Oel, als alle Armenier verbrauchen konnten, und dies gab Gelegenheit zu einer grossen Kirchen-Trennung unter ihnen. Der armenische Patriarch von Dreykirchen that den Patriarchen zu Jerusalem, und dieser jenen, in den Bann. Der vorhin genannte Patriarch Jacob suchte die Sache dahin einzuleiten, daß kein Armenischer Geistlicher sein heiliges Oel anderwärts, als

bey ihm kaufen dürfte. Die Armenier, die in der Türkey wohnten, nahmen solches bey dem Armenischen Patriarchen zu Jerusalem. Jacob behauptete im Gegentheil, daß die Armenier in der Türkey, das heilige Oel nicht von Jerusalem dürften kommen lassen, ausgenommen in Kriegszeiten, wenn sie nicht zu seiner patriarchalischen Residenz kommen könnten. Er glaubte es durch Geld bey der Pforte dahin zu bringen, daß er einen Befehl auswürken würde, wodurch die Armenier angewiesen würden, ihr heiliges Oel nur allein bey ihm, wie sie es vorher gethan hätten, zu nehmen. Er muste zuvor die Einwilligung des persischen Hofes dazu haben; und da er diese hatte, so wendete er sich an den türkischen Hof, und erhielt durch Geld alles, was er wünschte.

Der Armenische Patriarch zu Jerusalem, ein Mann, der viel feiner war, als der gute Jacob, und der weit mehr Einsicht in die Geschäfte am türkischen Hof hatte, machte nicht die geringste Bewegung, so lang der andere seine Sache an dem Hofe des Grosherrn trieb. Er lies ihn Geld über Geld anwenden, und kam nicht eher nach Hofe, als bis Jacob im Begriff war, abzureisen. Nun stellte er dem Divan vor, wie sehr das Interesse des Grosherrn mit dieser Sache verwickelt sey, und

wie

wie gros der Schade sey, der für seine Staaten daraus entstehen würde, wenn die Armenier in seinem Reiche, ihr heiliges Oel in Persien holen würden. Der Divan sahe es ein, und hob den Befehl, den der Patriarch von Persien zu seinem Vortheil bekommen sollte, wieder auf. Jacob suchte zu seinem und seiner Nation Unglück, die Sache mit Gewalt durchzusetzen; er fieng den Proceß wieder von neuem an, und glaubte noch immer die Sache durch Geld zu gewinnen. Ich weis nicht genau, wie viel ihm dieser Handel gekostet hatte; aber man sagt, daß sich die Kosten auf achtmal hundert tausend Livres belaufen hätten. So viel weis ich gewis, daß er 500,000. Livres zu Constantinopel zu diesem Rechtshandel aufgenommen hatte. Erstlich borgte er von den Armeniern so viel, als er bekommen konnte; und da dieses nicht hinreichte, so wand er sich an die Türken. Endlich verlohr er allen Credit, muste sein Vorhaben aufgeben, und sich vom Hofe wegmachen. Er glaubte, daß er die Persischen Armenier, die von Zeit zu Zeit nach Constantinopel kommen, bewegen würde, seine Schulden zu bezahlen. Sie thaten es auch zum Theil, und bezahlten ansehnliche Summen, um ihren Patriarchen mit Ehren aus dem Handel zu ziehen. Sie glaubten aber nicht,

daß er so tief in Schulden steckte. Aber da sie sahen, daß wenn sie auch eine Schuldforderung getilgt hatten, sich immer wieder neue grösere zeigten; so wurden sie es endlich müde. Der Patriarch Jacob stellte seinen Gläubigern vor, jemanden mit ihm nach Armenien zu schicken, wo er sie bezahlen wollte. Sie liessen ihn auf sein Wort gehen; wie er aber nach Hausse kam, so fand er seine Armenier äusserst gegen ihn aufgebracht, und niemand wollte Geld vorschiessen, noch gestatten, daß er etwas aus der Patriarchalischen Schatzkammer nehmen sollte. Die Abgeordnete von Constantinopel, welche gekommen waren, eine Summe von 80,000. Livres zu erhalten, musten ohnverrichter Sachen zurück kehren. Diese wanden sich an den Grosherrn, und würkten einen Befehl an den Statthalter von Erzerum aus, um ihnen zu ihrer Bezahlung zu verhelfen. Erzerum ist eine grosse Stadt, und liegt nur zehen Meilen von der persischen Gränze, an dem Fuß einer Kette von Gebürgen. Es sind hier viele Armenier; man rechnet sie auf sechzig tausend. Die Türken, welche da sind, sind meistens Janitscharen. Die Armenier, welche da sind, stehen unter dem Patriarchen von Erivan. Diese Stadt ist die Niederlage aller Kaufmannswaaren aus Persien. Der Befehlshaber der Stadt ist ein Beglerbeg. Dieser gab den Türken Empfehlungsschreiben an

den

den Khan von Erivan; aber sie richteten nichts aus. Es kam das zweyte Vorschreiben vom Grosvezier, vom Caimacan von Constantinopel, und vom Pacha von Erzerum an den Gouverneur von Erivan, welche dringender als die vorhergehenden waren. Dieses hatte einige Würkung. Der Khan lies dem Patriarchen befehlen, schlechterdings die Summe zu bezahlen. Aber der gute Patriarch hatte kein Geld; er stellte dieses vor, und bat, eine Erlaubnis vom Hof für ihn auszuwürken, daß er diese Summe von den Kirchen in Georgien und Medien erheben dürfte. Nach vieler Mühe erhielt er sie endlich. Er schickte seine Commissarien aus; allein, da die Armenische Geistlichkeit durch die vielen Auflagen und Avanien, denen sie beständig ausgesetzt ist, ohnedies ausgesogen war, so wollte und konnte sie nichts bezahlen. Der gute Patriarch muste also so lang zu Erivan im Arrest bleiben, bis die Schulden bezahlt waren.

Wir merken hiebey an, daß ehemals die christlichen Patriarchen in Asien von den mahomedanischen Fürsten, unter deren Herrschaft sie stunden, ihre Besoldungen bekommen haben; aber ihre schlechte Aufführung machte, daß sie immer mehr eingeschränkt wurden. Der Patriarch von Armenien ist auf der einen Seite sehr reich, und auf der andern sehr arm. Alle Armenier, welche

ihn

ihn erkennen, und über funfzehen Jahre alt sind, zahlen ihm jährlich etwas gewisses, die Reichen drey bis vier Thaler, und die Armen etliche Batzen. Dieses soll eine Einnahme von 600,000. Thaler ausmachen. Auf der andern Seite aber ist er auch herzlich arm, weil er genöthigt ist, für diejenigen von seiner Heerde, die die Kopfsteuer nicht bezahlen können, solche zu bestahlen. Oftmals gehen alle seine Einkünfte auf diesen Tribut, und er muß noch zulegen. Ueber seine Nation hat er ein ausnehmendes Ansehen; jederman zittert, wenn er nur von weitem mit dem Bannstrahl drohet. Bey ihm ist die Pflanzschule der vornehmsten Kirchenlehrer und Bischöffe. Es sind auch jederzeit sehr viele bey ihm. Er wird aus einem von den Bischöffen gewählt; lebt äusserlich ohne Glanz und Pracht, und unterscheidet sich nur durch seine Würde von andern Geistlichen. Um sich bey seiner Würde zu erhalten, muß er dem Statthalter von Erivan und den Grossen des Hofs beständig geben.

Die Armenier sind sonst gute Leute; sie sind still, höflich, und nach ihrer Art fromm, sie leben eingezogen, und behelfen sich mit wenigen. Man darf aber nicht glauben, daß ihr Hauptsitz jetzo noch in ihrem eigenen Vaterlande sey. Schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, wurde dieses Land eines grossen Theils seiner Einwohner beraubt.

beraubt. Schach Abas, der König von Persien, suchte hauptsächlich zwey Stücke, zum Besten seines Reichs, mit Nachdruck zu bewürken: er wollte es wider die Anfälle der Türken in Sicherheit setzen, und es durch Aufrichtung der Handlung bereichern. Um die erste Absicht zu erreichen, glaubte er, müsse er ihnen die Mittel benehmen, grosse Armeen auf seinen Gränzen zu halten; und da Armenien eine Provinz war, auf welche die Türken jederzeit zuerst ihr Augenmerk richteten, so entvölkerte er dieses Land so sehr, als es zu seiner Absicht dienlich war. Viele tausend Armenier musten nach Persien wandern, und sich besonders in der Vorstadt von Ispahan niederlassen. Er glaubte ferner, daß sein Land durch den Seidenbau, einer der allerkostbarsten Waaren, besonders empor steigen könnte. Er sahe, daß die Armenier hiezu besonders aufgelegt waren. Ihre Sparsamkeit, ihre Haushaltung, ihre Treue, ihre Entschlossenheit die grösten Reisen zu unternehmen, schienen ihm diejenigen Eigenschaften zu seyn, die zur Ausführung seines Vorhabens am geschicktesten wären. Die christliche Religion, die ihnen den Umgang mit allen europäischen Nationen erleichterte, schien ihm ebenfalls zur Erreichung seiner Absicht bequem zu seyn. Er machte aus den Armeniern, welche vorher nichts anders, als Ackerleute waren, lauter Kaufleute.

Er

Er gab ihnen viele Ballen Seide, um sie in fremde Länder zu verführen. Der Erfolg stimmte mit der Erwartung des Königs überein. Die Armenier trieben damit einen starken Handel nach Europa, und brachten dagegen englische und holländische Tücher, venetianische Spiegel, Uhren und dergleichen Dinge, mit zurück, die sie in ihrem Lande wohl benutzen konnten. Durch sie wurden die morgenländischen Waaren in den Abendländern bekannt, und die abendländischen dienten den Morgenländern zu einer neuen Zierde.

Die Armenier sind zum Reisen und Handel gemacht. Sie bleiben sich immer gleich; sie fliehen die Fremden, welche unruhig sind, eben so sehr, als sie die Friedfertigen schätzen. Sie nehmen, wenn sie nicht gar zu weit reisen, ihre Lebensmittel von Haus mit. In den Städten wohnen sie beysammen, und machen wenig Aufwand. So viele Beschwerlichkeiten sie auch auf Reisen auszustehen haben, so halten sie dennoch die Fasten der Kirche sehr streng. Die Art, wie sie einen Handel schliessen, hat viel zu viel besonders, als daß wir nichts davon sagen sollten. Der Anfang wird damit gemacht, daß sie Geld auf den Tisch legen. Alsdenn wird über den Handel mit grossem Geräusch gestritten. Man legt Geld hin, man nimmt hinweg, man stößt einander hin und her, daß man meynen sollte, sie wür-

würden einander die Kehle zudrücken. Endlich ergreifen die Unterkäufer die Hand desjenigen, der verkaufen will, und drücken ihn mit solcher Gewalt, daß er schreyen muß; sie lassen ihn nicht eher los, bis er darein willigt, daß der Käufer die Waare um den oder jenen Preis behalten soll. Nachgehends lachen sie einander aus. Man findet Armenier in allen drey Welttheilen. Bey den Türken sind sie Wechsler und Agenten, und man rühmt hiebey ihre Treue ausnehmend.

In Ansehung der Religion findet man zweyerley Gattungen, erstlich solche, die sich mit der römischen Kirche vereinigt haben, und solche, die es nicht sind, die man deswegen die armenischen Schismatiker nennt. Von den ersten sind zwischen Erivan und Tauris noch verschiedene Klöster vorhanden. Um gute Lehrer zu bekommen, schicken sie von Zeit zu Zeit junge Leute nach Rom, die daselbst erzogen werden. Der Erzbischoff von ihnen wird zu Rom bestättigt. Die schismatischen Armenier aber sind den Römisch-Catholischen äusserst aufsätzig. Denn weil sie glauben, daß ihnen durch sie viel Unheil an dem türkischen Hofe geschähe, und die Missionarien viele von ihrer Kirche abziehen: so liegen sie mit ihnen beständig in den Haaren, und haben an dem türkischen Hofe mancherley Händel mit ihnen. Mit

andern

andern Religionspartheyen leben sie ziemlich friedlich. Man trift unter ihnen vielen Aberglauben an. Wir werden an einem andern Ort Gelegenheit haben, mehr von ihrer Religion zu reden. An den Gebräuchen ihrer Vorfahren haben sie eine starke Anhänglichkeit, und pflanzen auch solche auf ihre Kinder fort. Auf die Gelehrsamkeit legen sie sich nicht stark, und diese schränkt sich blos auf ihre kirchliche Personen ein. Ihre jetzige Sprache ist von ihrer alten sehr verschieden. Sie rühmen sie als eine bedeutungsvolle Sprache über alle andere; aber man darf sich nicht wundern: alle Morgenländer sind mit dem Nationalstolz geplagt. Zu einer andern Zeit ein mehreres von ihnen.

Den 21. März, welches der erste Tag des Monaths Zilhaje war, des morgens drey viertel Stunden nach Aufgang der Sonnen gab die Besatzung der Vestung mit dem grossen und kleinen Gewehr dreymal Feuer, und kündigte damit das Neue Jahr an. Es wird solches allemal auf diese Art angekündigt, es mag bey Tag oder bey Nacht seyn, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. Die Perser haben sehr viele Festtage, welche sowohl die Religion, als die bürgerliche Verfassung zum Gegenstand haben; diese Festtage dienen entweder die Erinnerung der Geheimnisse und

Bege-

Begebenheiten der Religion, oder das Andenken wichtiger Staatsveränderungen zu erhalten. Indessen werden nur drey Religionsfeste auf eine feyerliche Art begangen: nemlich erstlich der Tag vor dem grossen Fasten, welches ihnen eben das ist, was bey den Christen die Ostern sind; zweytens das Opfer Abrahams, und drittens das Martyrthum des Aly. Das einzige bürgerliche Fest, das sie feyern, ist das Neue Jahr, aber sie begehen es mit desto grössern Feyerlichkeiten. Es dauert solches drey Tage lang, an einigen Orten, besonders bey Hof, gar acht Tage, und fängt mit dem Augenblick an, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt. Man nennt es Naurus Sultanie, d. i. das Königliche Neue Jahr, um es von dem wirklichen neuen Jahre, nach der gegenwärtigen Zeitrechnung der Perser, zu unterscheiden, als welches auf den Tag fällt, an welchem Mahomed von Mecca, aus Furcht, das Volk möchte ihn wegen seiner neuen Lehre in Stücke hauen, entflohen ist: an diesem Tage fangen alle Mahomedaner in der ganzen Welt ihr Neujahr an. Dieses fällt auf den ersten Tag des Monaths Maharram, und wird gewöhnlich Hegira, oder Hetschra, genennt. Gegenwärtig reden wir von der alten Zeitrechnung der Perser, nach welcher ihr Jahr ein Sonnenjahr ist, so wie das gegenwärtige ein Mondenjahr ist. Die

Perser behaupten, daß Gemehid, der vierdte König in Persien, der Stifter von diesem Neujahrsfeste sey. Ueberhaupt muß man hier anmerken, daß die Perser ehemals die beyden Tag und Nachtgleichen, nicht weniger die beyden Solstitien, besonders aber die Frühlings-Tag und Nachtgleiche, wo das schöne Wetter seinen Anfang nimmt, feyerlich begangen haben. Dieses Fest dauerte acht Tage. Am ersten empfieng der König die Glückwünsche von dem gemeinen Volk; der zweyte war zur Audienz der Gelehrten, und besonders der Sternkündiger, gewidmet; der dritte den Priestern; der vierdte den obrigkeitlichen Personen; der fünfte den Grossen des Reichs; der sechste den königlichen Verwandten, und die zwey folgende seinen Gemahlinnen und Kindern. Die Art dieser Feyerlichkeit dauerte in Persien, bis auf den Einfall der Mahomedaner; diese führten mit ihrer neuen Religion auch eine neue Zeitrechnung ein, in welcher der erste Tag des Jahrs nicht mehr auf den Anfang des Frühlings, sondern auf den ersten Tag des Mondenmonaths Maharram gesetzt wurde. Die alte Gewohnheit, den Anfang des Jahres zu feyern, nahm nach und nach ab, und hörte endlich ganz und gar auf. Man wollte das Sonnen-Neue-Jahr nicht mehr beybehalten. Die Ursache lag in der Religions-Veränderung. Das Volk hieng noch

noch an seiner alten Verehrung des Feuers, und heiligte den ersten Tag des Jahres der Sonne; die Mahomedaner sahen dieses als eine Abgötterey an, und schaften alle Feyerlichkeiten dieses Tages, oder des neuen Jahres, gänzlich ab. Was den ersten Tag des Mondenjahres anbelangt, so konnte man ihn deswegen nicht zu einem Tage der Freude machen, weil in Persien die ersten zehen Tage des Monaths Maharram, welches der erste Monath in dem mahommedanischen Jahre ist, Tage einer öffentlichen Trauer sind, da sie dem Andenken des Todes der Söhne des Aly gewidmet sind. Dieses dauerte fort bis auf das 475ste Jahr der mahommedanischen Zeitrechnung, in welchem der König Jelaleldin, gerade an dem Tage des Frühlings Anfangs zur Regierung gekommen war. Die Sternkündiger des Landes nahmen davon Gelegenheit, und stellten dem Könige vor, daß es eine göttliche Fügung wäre, daß er gerade an dem ersten Tage des Jahres nach der alten Zeitrechnung zur Regierung gekommen wäre. Sie baten ihn, daß er die Gewohnheit, die von undenklichen Zeiten her im Lande gewesen wäre, den Anfang des Jahres feyerlich zu begehen, wieder einführen möchte; da nun dieses Fest nicht auf den ersten Tag des mahommedanischen Jahres gesetzt werden könnte, weil dieses ein Trauertag sey, und es also eine

böse Vorbedeutung seyn würde, den Anfang des Jahres an dem Gedächtnistage eines Märtyrers zu feyern, so blieb nichts anders übrig, als diese Feyerlichkeit auf den Anfang des Sonnenjahres zu setzen, wo sich die ganze Natur erneuerte, dieses sey eine weit schicklichere Zeit, als der Anfang des mahommedanischen Mondenjahres, welches nach und nach in alle Jahreszeiten fiele. Die Sternkündiger setzten noch ferner hinzu, wenn er dieses Fest des Sonnen-Neujahres anordnen würde, so würde die Feyer dieses Tages zugleich die Feyer über den Eintritt seiner Regierung seyn, zumal da die alten Perser die Gewohnheit gehabt hätten, ihre Jahre nach der Regierung ihrer Könige zu berechnen. Der Prinz billigte diese Vorstellung, und führte das alte Neujahrsfest wieder ein, welches seit dieser Zeit mit dem grösten Pomp gefeyert wird.

Man kündigt solches in der Hauptstadt und in andern grossen Städten des Reichs, wie wir schon gemeldet haben, durch die Abfeuerung des grossen und kleinen Gewehrs, an. Die Sternkündiger gehen alsdenn, etliche Stunden vor dem Eintritt der Tag- und Nachtgleiche, in ihren prächtigsten Kleidern in den königlichen Pallast, oder in die Wohnung des Statthalters, um den Augenblick zu beobachten, wenn die Sonne in das Zeichen des Widders tritt; dieses macht man

durch

durch Abfeuerung der Canonen dem umliegenden Land bekannt; musicalische Instrumente, Cimbeln, Hörner und Trompeten machen die Luft ertönend. Es herrscht alsdenn lauter Lust und Freude bey den Grossen des Hofs. Zu Ispahan lassen sich vor dem Thore des königlichen Pallastes alle Tage, so lang das Fest dauert, musicalische Instrumente hören, es werden Tänze gehalten, Feuerwerke angestellt, Comödien gespielt, und jederman bringt diese acht Tage herrlich und in Freuden zu. Unter andern Namen, geben auch die Perser diesem Feste den Namen, das Fest der neuen Kleider, weil niemand so arm und elend ist, der nicht an diesem Feste ein neues Kleid anlegen sollte; die Reichen und Vornehmen ziehen alle Tage ein neues an. An diesen Tagen kan man den Hof in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit sehen; jederman zeigt sich in einem Pracht, der alles übertrift. So lang das Fest dauert, ergötzt man sich an Spaziergängen an verschiedenen Orten vor der Stadt, und der Zulauf des Volks ist unaussprechlich. Man schickt sich einander Geschenke. Als etwas besonders ist hier anzumerken, daß man sich unter einander den Tag vor dem Fest gemahlte und vergoldete Eyer schickt. Ein solches Ey kostet manchmal bey drey Ducaten. Der König theilt ihrer bey fünfhundert Stücke in seinem Serail aus;

aus; sie werden den vornehmsten Damen des Hofs in den schönsten Schüsseln gebracht. Das Ey ist mit Gold überzogen, und an den Seiten mit den schönsten und feinsten Figuren in Miniature gemahlt. Die Ursache dieser Gewohnheit erklärt man dahin, weil das Ey ein Sinnbild von dem Ursprung aller Dinge sey. Man kan sich die Menge Eyer, die an diesem Tage verbraucht werden, nicht vorstellen. Sobald der Augenblick der Tag- und Nachtgleiche vorbey ist, so wünschen die Grossen des Reichs in ihrem prächtigsten Schmuck dem Könige Glück; jeder bringt ihm ein Geschenk an Juweten, Edelgesteinen, Stofften, Rauchwerk, Pferden, Silber oder andern Seltenheiten, jeder nach seinem Stand und Vermögen. Die meisten bringen Geld, und entschuldigen sich dabey, daß nichts in der Welt zu finden sey, welches würdig wäre, in die Kleiderkammer des Königs gebracht zu werden. Dieses erstreckt sich von fünfhundert bis auf vier tausend Ducaten. Die Grossen, die in den Provinzen ihre Aemter haben, schicken gleichfalls ihre Geschenke. Niemand bleibt zurück, jederman sucht es dem andern zuvor zu thun, ja, sich in Ansehung der Geschenke des vorigen Jahres selbsten zu übertreffen. Auf diese Art bekommt der König an diesem Tage die ansehnlichsten Geschenke, die er hernach zum Theil in seinem Serail und am Hofe wieder verschenkt.

schent. Alle Tage werden die Grossen des Hofs von zehn bis ein Uhr von dem Könige herrlich bewirthet; alsdenn begiebt er sich in sein Serail. Die Grossen thun das nemliche, sie haben Besuche bey sich, und empfangen von ihren Untergebenen Geschenke. Es ist überhaupt die Gewohnheit im ganzen Morgenlande, daß der Geringere dem Vornehmen, der Arme dem Reichen Geschenke bringt, und dieses geht bis auf die geringsten Arbeiter herunter.

Fromme Personen bringen den ersten Tag des Jahres mit Andachtsübungen in ihren Häusern zu. Mit Anbruch des Tags reinigen sie sich, indem sie sich am ganzen Leibe mit Wasser baden; hernach legen sie ihre besten Kleider an, enthalten sich der Weiber, verrichten ihre gewöhnliche und auf diesen Tag gerichtete Gebete, lesen im Koran und andern guten Büchern; alles dieses thun sie, um sich ein glückliches Jahr zu verschaffen. Andere Personen aber, die nicht so andächtig, sondern Weltkinder sind, zeigen an diesem Tage ihre Reichthümer, bewundern sie, und erlauben sich alle Arten von Vergnügungen, in der Absicht, um eine gute Vorbedeutung auf ein glückliches Jahr zu haben. Um die Feyerlichkeit dieses Festes zu vermehren, so erinnert man sich, daß Aly zum Nachfolger Mahomeds ernennt worden sey. Die Mahomedaner sagen, daß Mahomed an diesem

sem Tage in Gegenwart seiner Armee seinen Nachfolger ernennt habe. Der König Abas wollte kurz vor seinem Tode die Verordnung machen, daß der Eintritt der Sonne in alle zwölf himmlische Zeichen, durch den Ton musicalischer Instrumente gefeyert werden sollte, wie es ehemals in Persien üblich gewesen wäre; aber sein plötzlicher Tod hinderte die Ausführung derselben.

Am zweyten Tage dieses Festes, den 22sten März, machte ich dem Gouverneur meine Aufwartung, um ihm zum neuen Jahre Glück zu wünschen. Ich machte ihm ein Geschenk mit einem Dolch mit elfenbeinernen Griff und Scheide, und rings herum mit emaillirten Gold besetzt. Der Gouverneur nahm es sehr gnädig an, und bewunderte es. Die Gewohnheit, niemals während dieses Festes ohne ein Geschenk für einem Vornehmen zu erscheinen, ist in Persien nunmehr ein ordentliches Gesetz. Der Gouverneur setzte mir frische und trockne Früchte, und den vortreflichsten Wein aus Georgien und Schiras, vor. Ich war noch verschiedenemalen bey ihm, und verkaufte ihm verschiedene Kostbarkeiten. Einstens, da ich einen Handel mit ihm geschlossen hatte, und bey seinem Schatzmeister war, um das Geld davor zu empfangen; so kam er in das Zimmer, und wollte noch einen grossen Spiegel von Bergcristall in Gold gefaßt, kaufen: denn,

denn, sagte er, es ist eine glückliche Stunde, ich muß dieses Stück noch kaufen. Wir wurden des Handels einig, und ich lies ihm solchen für fünfhundert Thaler, die er mir sogleich auszahlen lies. Man sagt, daß die Perser durch die Sterndeuterey ganz bezaubert wären, und daß sie den guten und schlimmen Erfolg einer Sache von dem Einflus der Gestirne herleiteten. Wenn zwey günstige Gestirne in Verbindung mit einander stehen, so nennen sie dieses eine gute Stunde. Deswegen eilte der Gouverneur den Handel mit dem Spiegel so geschwind zu schliessen.

Es ist kein Volk in der Welt, welches dem unsinnigsten Aberglauben so sehr ergeben ist, als die Perser, da sie doch sonsten ein kluges und aufgeklärtes Volk sind. Sie glauben in allen Stücken ein unabänderliches Schicksal. Alle Tage, ja alle Stunden des Tages sind nach ihren Begriffen, glücklich oder unglücklich, oder, nach ihrer Art zu reden, weiß oder schwarz. Deswegen fürchten sie sich auf der einen Seite so sehr für Bezauberungen, und haben auf der andern ein so grosses Zutrauen auf ihre Talismane und Amulette, wodurch sie sich für Zaubereyen sicher zu stellen suchen. Sie verfertigen solche aus gewissen Stellen des Korans; sie gebrauchen auch dazu die sogenannten Hadis, d. i. die Reden der ersten Nachfolger Mahomeds, und die Gebete ihrer

Heiligen, die mit allerhand Cabbalistischen Ausdrücken untermischt sind. Wenn sie sie schreiben, so brauchen sie grosse Vorsichtigkeit sowohl in Ansehung des Pappiers, worauf sie schreiben, als auch der Zeit und des Orts, wenn und wo sie solche schreiben. Die Talismane und Amulette selbst tragen sie am Hals, am Gürtel, aber gemeiniglich am Arm, zwischen dem Ellnbogen und den Schultern, in einem seidenen Säckchen, in der Grösse eines halben Guldens. Wer es nicht weis, sollte sie für Nadelküssen halten. Einige tragen sechs bis acht dergleichen zusammen genähete Säckchen an einem Band, als ein Armgehänge, oder in kleinen Büchsen, als wie Zahnstücher, von Gold oder Silber, damit sie sie desto besser verwahren können, und nicht nöthig haben, sie des Nachts, oder im Bade, abzulegen. Ich habe Leute gekennt, die fast den ganzen Koran auf diese Art mit sich herum getragen haben. Sie haben nicht allein dergleichen Amulette von Pappier, sondern sie haben sie auch in Steine geschnitten; aber keine auf Pergament geschrieben, weil sie die todten Thiere, und alles, was von ihnen herkommt, für unrein halten. Einige tragen sie auch in Ringen unter den Steinen. Diese Amulette nennen sie Dua, d. i. Gelübde, oder Gebete; einige dienen dazu, sie vor allem Uebel zu bewahren, andere, um ihnen alles Gute

zu

zu verschaffen. Aus einem ähnlichen Aberglauben hängen sie sie auch den Thieren an den Hals, an die Kesiche der Vögel, zu Dutzenden; endlich hängen sie auch solche an leblose Dinge, z. B. an Kramläden, in der Absicht, daß sie ihnen viele Kundleute zuführen sollen.

Ich werde noch mehr Gelegenheit haben, von dem Aberglauben der Perser zu reden. Gegenwärtig will ich nur noch von den talismanischen Characteren reden, die sie auf folgende Art verfertigen. Sie nehmen ein Blatt Pappier, etwas über eine Elle lang, und fünf bis sechs Zoll breit; dieses tragen sie nach und nach zu vierzig Personen, die man für die rechtschaffensten und andächtigsten im ganzen Lande hält, und bitten sie, ein Gebet, oder sonsten etwas darauf zu schreiben, welches sie Gott angenehm, und von guter Würkung zu seyn glauben. Dieses sind gemeiniglich einige Verse aus dem Koran und den Hadis. Wenn das Pappier voll ist, so wickelt man es zusammen, steckt es auf die vorher beschriebene Art in einen Beutel oder in eine Büchse, und trägt es bey sich. Zur Ursache hievon geben sie an, daß unter diesen vierzig Personen, doch wenigstens eine seyn würde, die Gott angenehm wäre, und deren Gebet seine Würkung gegen dasjenige, wovor man sich verwahren wollte, thun würde. Die Bettelmönche, und andere, welche um Almosen bitten, haben

meistentheils ein grosses Stück Pappier in der Hand, welches sie vor sich halten, auf welchem Gebete, um eine besondere Gnade von Gott zu erbitten, geschrieben sind; an diesem Pappiere hängen unten eine Menge Siegel, welche die frömsten und andächtigsten Personen des Orts darauf gedruckt haben; sie glauben, daß sich diese Personen auf diese Art mit denjenigen im Gebete vereinigten, die dieses Pappier in der Hand haben, und mit ihnen gemeinschaftlich Gott um diejenige Gnade anruften, die auf dem Pappier ausgedrückt wäre; es sey nicht wohl möglich, daß unter so vielen Personen nicht eine seyn sollte, deren Gebet nicht erhöret werden sollte. Wenn sich diese Bettler an einem Orte aufhalten, oder über Nacht bleiben wollen, so hängen sie dieses Pappier auswendig an den Ort, wo sie bleiben.

An einem der letzten Tage des Festes erwies mir der Gouverneur die Ehre, und besuchte mich; allein ich hätte diese Ehre gern entbehret, denn sie kostete mich ein goldenes Etui von acht Pistolen, das ich ihm für diese Ehre schenken muste; es ist hier die Mode so, daß man die Besuche der Grossen, die sie einem machen, bezahlen muß. Doch hatte ich nicht allein diese Ehre; er besuchte die übrigen Kaufleute, die in dieser Gegend ihr Quartier hatten, auf gleiche Art. Die Geschenke, die

sie

sie ihm machten, bedeuteten zwar nicht viel; doch im Ganzen genommen, machte es schon etwas aus. Ein türkischer Kaufmann schenkte ihm etwa für zwey Thaler Caffee, ein Armenier gab ihm zwey Ellen Damast, ein anderer zwey Ducaten an Geld. Der Gouverneur kommt gewöhnlich alle Wochen zweymal, Freytags und Samstags, in die Stadt, um die nöthigen Befehle zu ertheilen. Bleibt er vor einem Hausse stehen, so macht man ihm kein Geschenk, wenn man nicht will; geht er aber hinein, so erfordert es die Gewohnheit, ihm eines zu machen. Er hat deswegen immer einen Bedienten, der den Namen Obereinnehmer der Geschenke führt, bey sich; dieser führt die Rechnung über die Geschenke, sie mögen von so geringem Werth seyn, als sie wollen. Die Gemahlin des Gouverneurs lies mir sagen, daß ich zu ihr kommen sollte; allein einige Hindernisse hielten mich ab, daß ich die Ehre dieses Besuches einige Tage verschieben muste. Ein alter Verschnittener derselben sagte mir, daß sie sehr über mich erzürnt wäre, daß ich sie so lange hätte warten lassen; wenn dieses einer von den Landeseinwohnern gethan hätte, so würde sie ihm gewis zweyhundert Stockschläge auf die Fussohlen haben geben lassen. Ich lachte darüber, und fragte, ob sie denn so viel Gewalt hier im Lande hätte. O ja, sagte der Verschnittene, sie ist das hitzigste Frauenzimmer von der Welt; das geringste Versehen bestraft sie mit der grösten Strenge. Wenn jemand etwas begangen hat, so schickt sie ihre Verschnittene hin; diese greifen ihn, binden ihm Hände und Füsse, stecken ihn in einen Sack, und bringen ihn vor sie; hier vollziehen sie die Strafe an ihm, ohne ihn aus dem Sack zu ziehen, und ohne daß er einmal weis, wo er ist.

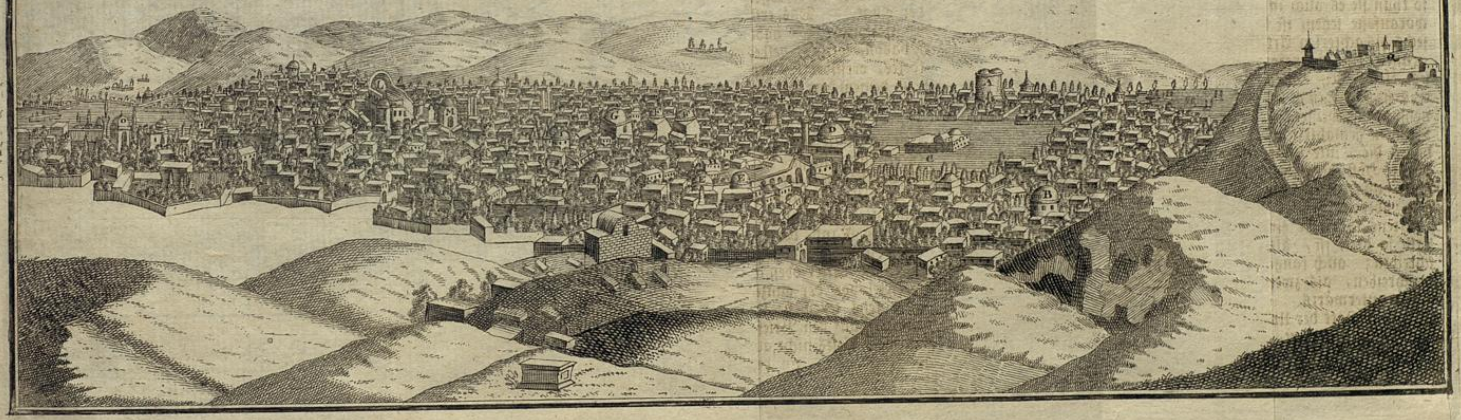
Ich machte nunmehr Anstalt, Eriwan zu verlassen. Ich nahm bey dem Gouverneur Abschied, und bat ihn um Erlaubnis, daß mich der Armenische Kaufmann, Azarias, dem ich empfohlen war, bis nach Tauris begleiten sollte. Er gestattete ihm solches, und sagte, daß er so gut, als mein Mehemandar, oder Geleitsmann, seyn sollte. Zugleich bat ich ihn um ein Empfehlungsschreiben an seine beyden Söhne an dem persischen Hofe; auch dieses erhielt ich. Er gab mir noch überdies ein Empfehlungsschreiben an den Gouverneur von Ardebil mit. Durch diese Art von Schreiben beweisen die Morgenländer eine ungemeine Höflichkeit; so wie sie uns Europäer an wörtlichen Complimenten übertreffen, so thun sie es auch in der That. Das erste, worauf sie sehen, ist das Pappier. Sie haben sechs bis achterley Arten davon, weisses, gelbes, grünes, rothes, vergoldetes, versilbertes, grosses, kleines ꝛc. Wenn sie denjenigen, an welchen sie schreiben, besonders ehren wollen, so nehmen sie weisses Pappier, worauf goldene Blumen gemahlt sind, sie schreiben sehr zart, damit die Tinte nicht in einander fliesse. Die zweyte Höflichkeit betrifft den Namen der Person, an die sie schreiben; diesen schreiben sie mit goldenen oder gemahlten Buchstaben. Drittens lassen sie einen leeren Rand, der fast halb so breit ist, als das Blat, worauf sie schreiben; auch fangen sie nicht weiter oben an zu schreiben, als zwey Drittel von der ganzen Länge unterwärts. Vierdtens setzen sie ihr Siegel, anstatt der Unterschrift, auf den Brief; der Respect erfordert, daß man dieses nicht auf die Seite, wo der Name desjenigen, an den man schreibt, steht, sondern auf die Rückseite

des

TAURIS. تبريز

A. Der Königliche Schatz.
B. Die Möschee des Hassein.
C. Das Schloß des Generals Jafer.
D. Die Moschee des Generals Hassein.
E. Die Moschee des letzten Califen.
F. Eine andre Moschee.
G. Die Furstliche Moschee.
H. Das Königliche Magazin.

I. Die Moschee der Vier Thurme.
L. Die Moschee des Ali.
M. Eine Moschee Dsssta chayniid genant.
N. Die Moschee der Zweyn Thurme.
O. Die Moschee des Königs der Welt.
P. Das Große Hospital.
Q. Eine Einsiedeley.
✝. Der Capuciner. Wohnung.



Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg

des Briefes setze, und zwar unten in die Ecke, doch darf nicht das ganze Siegel ausgedrückt seyn, sondern es muß ein Theil davon fehlen, als wenn man sagen wolle, man sey nur halb würdig, vor ihm zu erscheinen. Man hat aber dreyerley Arten, wie man das Siegel aufdrückt: wenn man an seines Gleichen schreibt, so setzt man das Siegel unten auf die rechte Seite; schreibt man einen Geringern, so setzt man das Siegel oben hin; schreibt man an einen Vornehmern, so setzt man es auf die vorhin gemeldte Art unten hin, etwas auf die Seite. Endlich sieht man auch auf den Umschlag der Briefe; man steckt sie in kleine Taschen von genähter oder mit Gold oder Seide gestickter Arbeit; und diese werden mit spanischem Wachs verwahrt. Auch bey diesen Briefen haben sie verschiedene abergläubische Gebräuche, wovon ich aber keine, wenigstens keine gültige Ursache anführen kan. Erstlich schneiden sie das rechte Eck an dem Blatt mit der Scheere ab, so daß es nicht mehr viereckigt, sondern fünfeckigt ist. Sie wollen dadurch zu erkennen geben, weil sie dem Blatt, welches vorher eine regelmäsige viereckigte Figur hatte, jetzo eine unregelmäsige geben, so seyen alle menschliche Werke der Unvollkommenheit unterworfen. Zweytens auf die Briefe, die sie in einen Umschlag von Pappier stecken, schreiben sie nahe bey das Petschaft dreymal das Wort: Cratin, ein Wort, welches in der persischen Sprache gar keine Bedeutung hat. Es geben zwar einige einen Grund davon an, aber er ist äusserst lächerlich. Sie sagen, daß Cratin der Name des Hundes der sieben Schläfer sey, wovon die Perser eine ähnliche Legende haben, als die morgenländischen Christen, und daß dieser Hund über die Briefe gesetzt sey. Sie sagen,

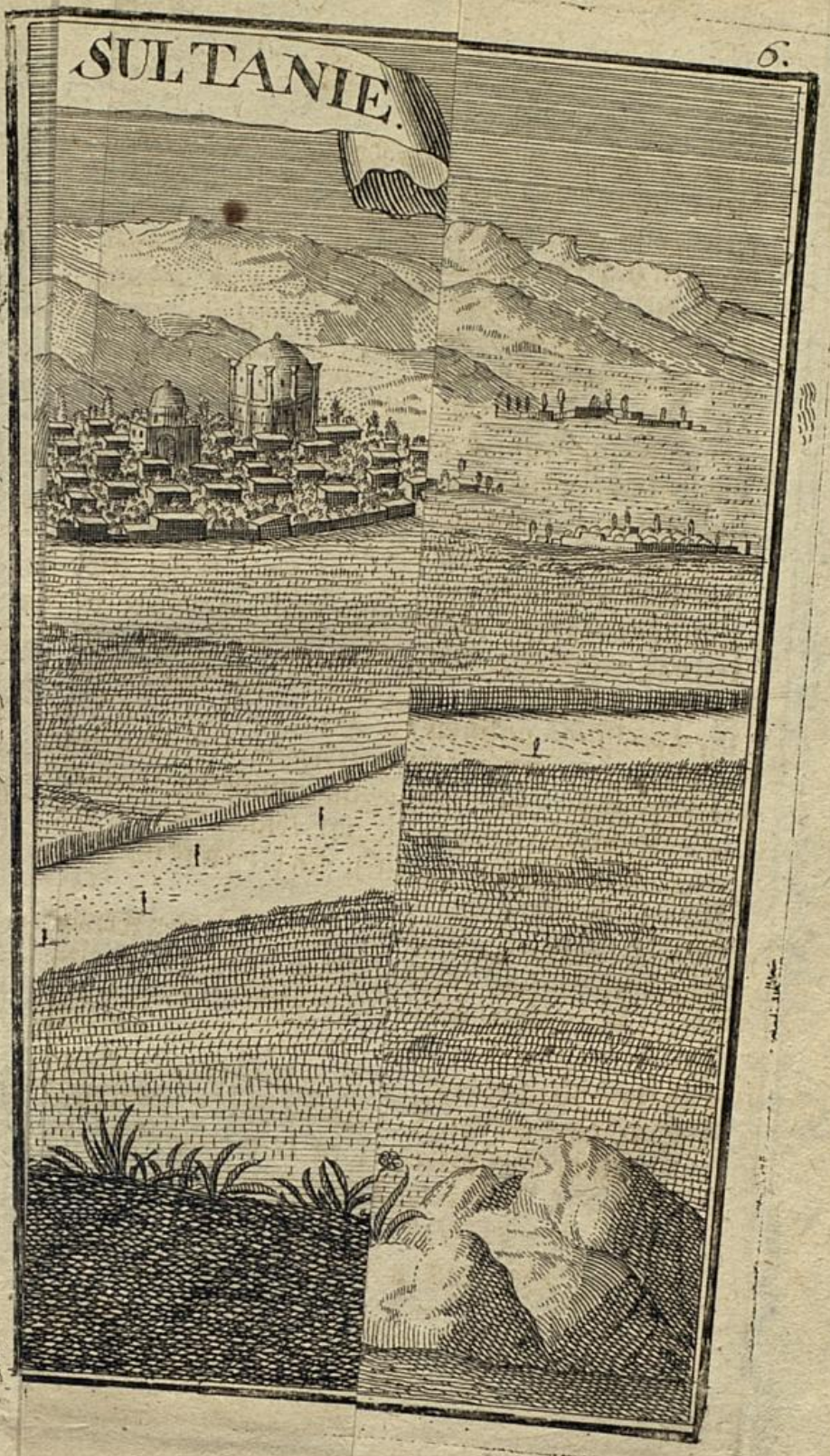
dieser

dieser Hund sey in der Höle der sieben Schläfer gewesen, wo er die dreyhundert Jahre, als sie geschlafen hätten, Wacht gehalten hätte; und als Gott diese sieben Schläfer in das Paradies aufgenommen habe, so hätte sich dieser Hund einem an den Rock gehängt, und sey auf diese Art mit in das Paradies gekommen; da es nun Gott wahrgenommen, so habe er gesagt: Cratin, wie bist du in das Paradies gekommen? ich habe dich nicht hieher gebracht, so will ich dich auch nicht fort jagen; damit du aber nicht ohne Verrichtung hier seyn mögest, so sollst du über die Briefe gesetzt seyn, und acht haben, daß die Felleisen nicht bestohlen werden, währender Zeit, wenn die Boten schlafen. Der dritte aberglaubische Gebrauch ist, daß sie die Briefe denen, die ihnen gleich, oder geringer sind, nicht in die Hände geben, sondern ihnen auf die Knie legen; geben sie solche den Boten, so werfen sie solche in eine gewisse Entfernung weg. Hievon können sie gar keinen Grund anführen, sondern sie berufen sich blos auf die herrschende Mode.

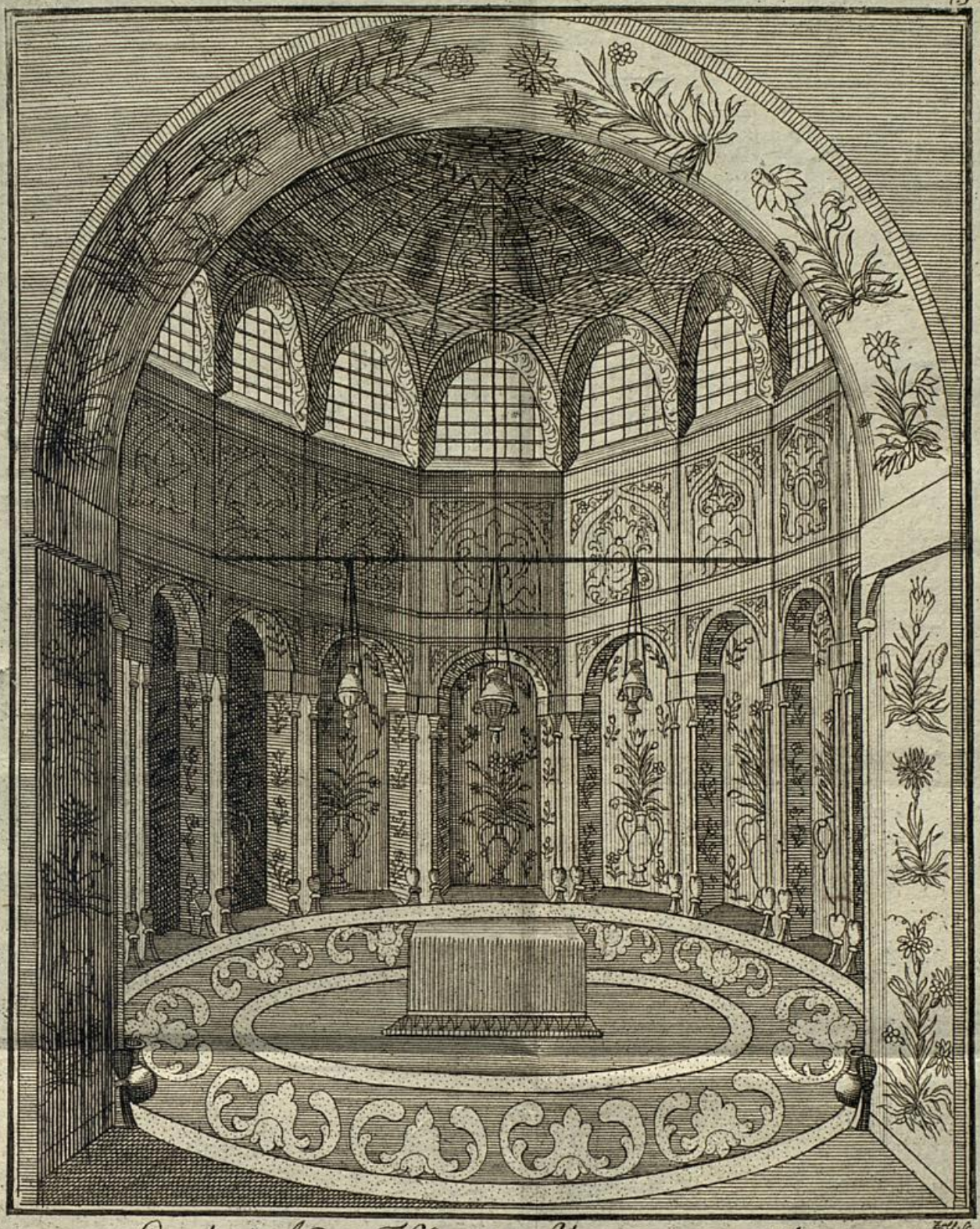
Den 8ten Aprill reiste ich endlich von Erivan ab. Ich nahm meinen Weg über Nachivan, Abrenem, Esquijulfa, Marant, und kam den 17. nach Tauris, welches in Ansehung der Grösse und des Reichthums nach Jspahan die zweyte Stadt im ganzen Königreich ist; wovon die nähere Beschreibung in dem folgenden Band erscheinen wird.

Ende des ersten Bandes.

Landesbibliothek Oldenburg



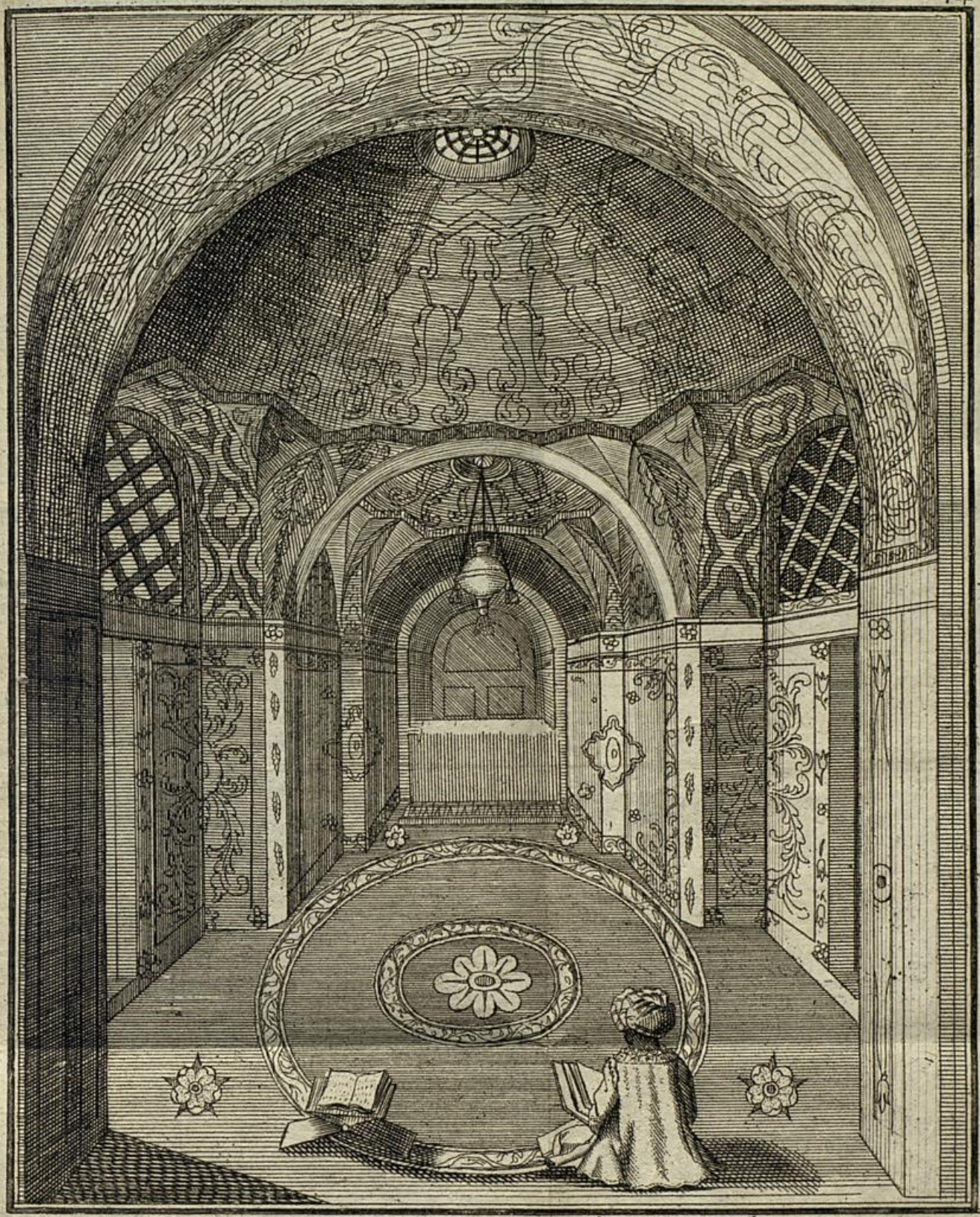
Landesbibliothek Oldenburg



Grabmal des Königs Abas des zweÿten.

Landesbibliothek Oldenburg

Landesbibliothek Oldenburg



Grabmal des Königs Sesi des ersten.

Landesbibliothek Oldenburg